XII. Band 1926 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

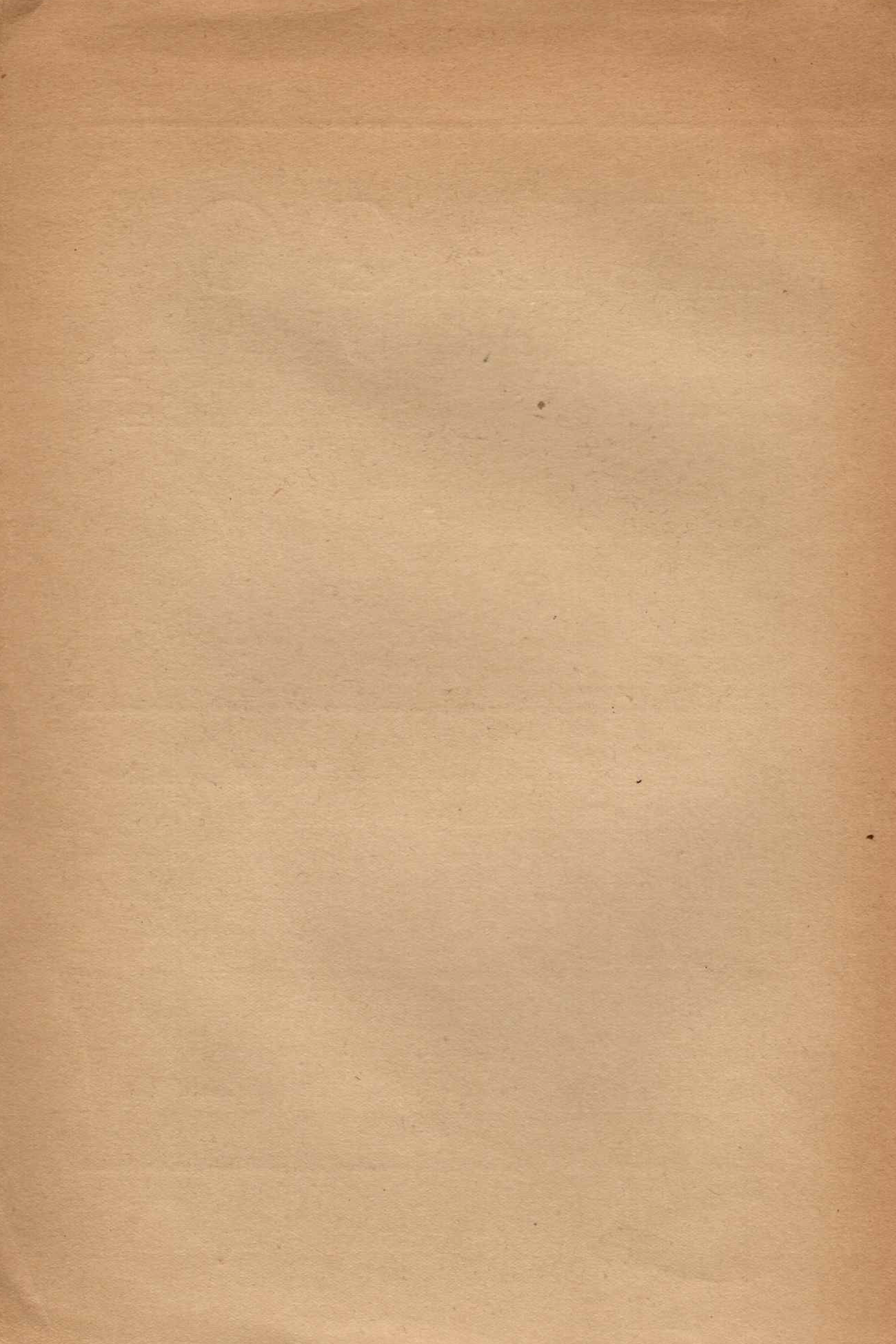
Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Otto Rank, Hanns Sachs und A. J. Storfer

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

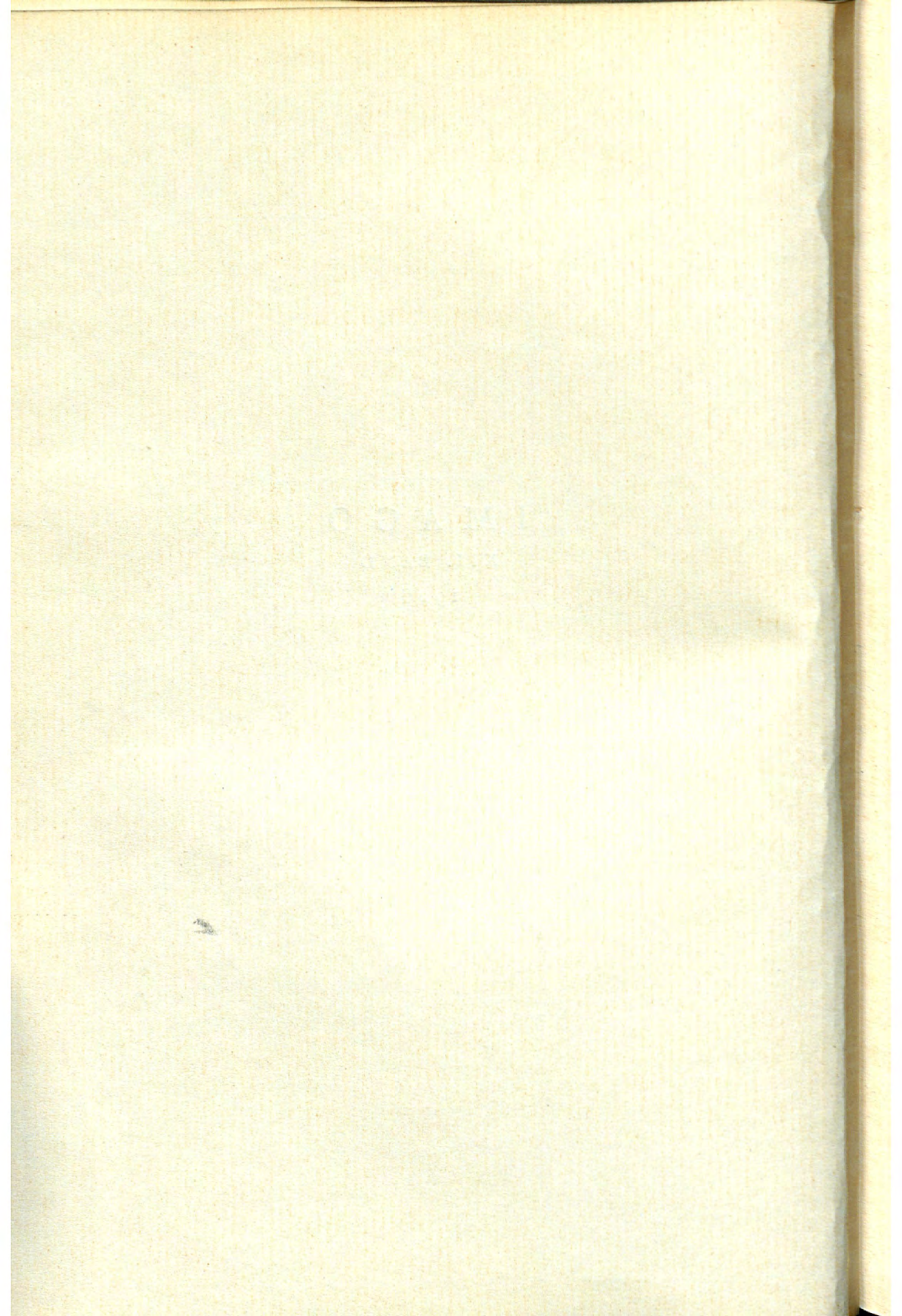
Wien VII. Andreasgasse 3



IMAGO

XII. BAND

1926



IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

SIGM. FREUD

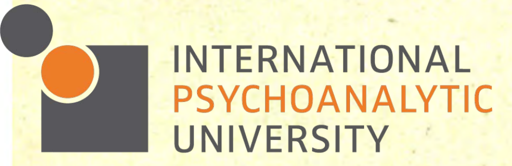
REDIGIERT VON

OTTO RANK, HANNS SACHS
A. J. STORFER

XII. BAND
(1926)

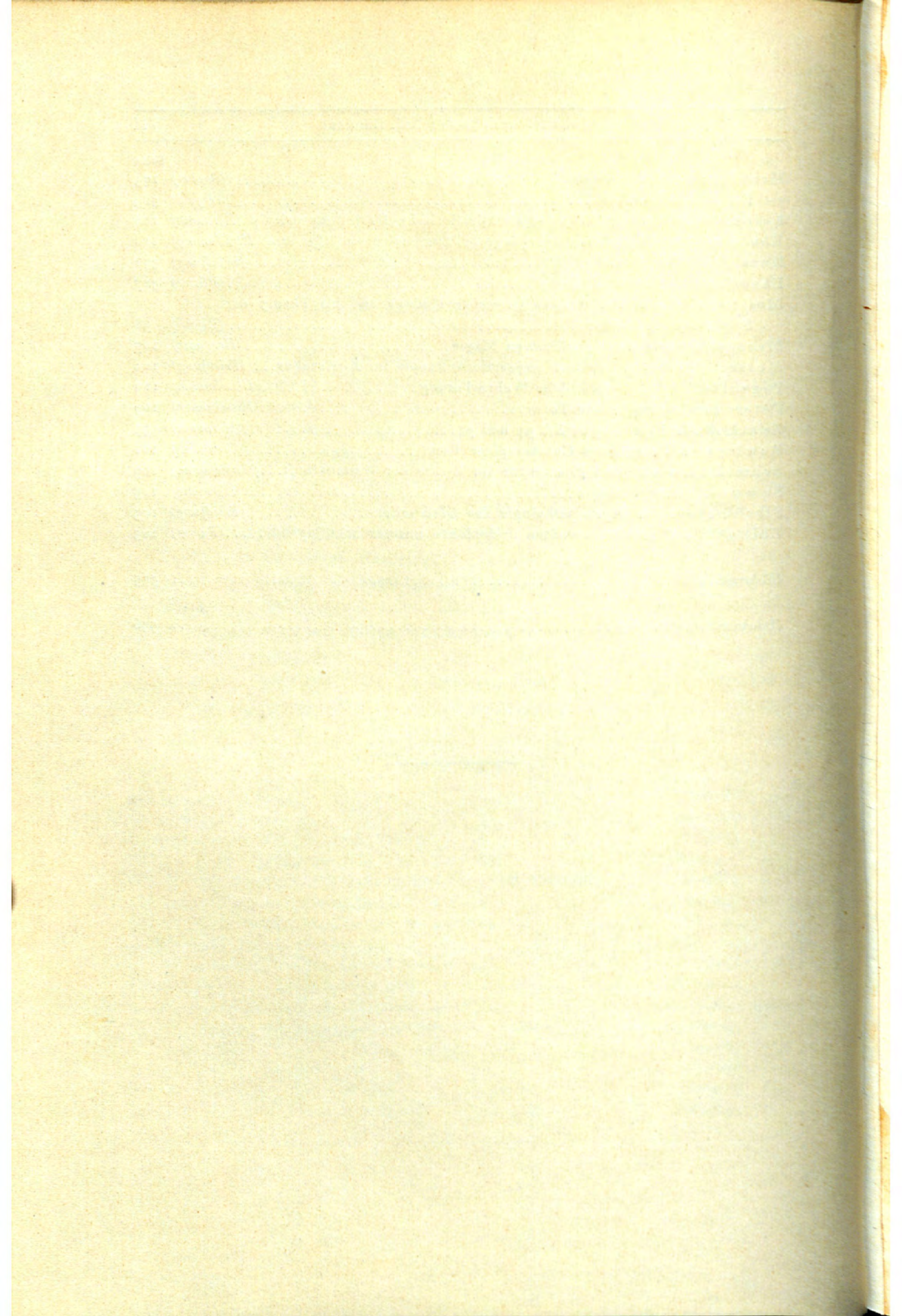
INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V



INHALTSÜBERSICHT DES XII. BANDES

REFERATE



I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XII. Band 1926 Heft 1

Beiträge zur Metapsychologie

Über Desexualisierung und Identifizierung — Über Verliebtheit, Hypnose und Schlaf — Über den Begriff der Richtung

Nach einem Vortrag auf dem IX. Internat. Psychoanalytischen Kongreß, Homburg, September 1925

Von Carl Müller-Braunschweig (Berlin)

I

In seinem Buche: „Das Ich und das Es" beschreibt Freud Vorgänge, bei denen das Ich durch Identifizierung mit einem Objekt die sexuelle Objektlibido an die durch die Identifizierung entstandene Ichveränderung bindet, wodurch die sexuelle Objektlibido zu narzißtischer, d. h. nicht-sexueller Libido wird. Eine solche Desexualisierung, sagt Freud, könne auch Sublimierung genannt werden, und man könne vermuten, daß alle Sublimierung auf solche Weise, durch Vermittlung des Ichs, zustande komme.

Es ist nun wahrscheinlich zu machen, daß nicht nur Objektlibido, sondern auch autoerotische Libido durch eben solche Identifizierungsvorgänge desexualisiert werden kann. Die Identifizierung wäre dann nicht eine Identifizierung mit einem alloerotischen Objekt, sondern eine Identifizierung mit den autoerotischen Gegenständen, mit den erogenen Zonen, Organen und Erregungsvorgängen des eigenen Körpers. Wir kennen diese Identifizierungen alle in pathologischer Form in der Hysterie und den Psychosen. In unseren jetzigen Überlegungen soll es sich aber um Identifizierungen handeln, die normaler- und regelmäßigerweise vor sich gehen und autoerotische Libido in nicht-sexuelle, narzißtische Libido verwandeln.

Wir unterscheiden den Narzißmus vom Autoerotismus. Wir wissen, daß man von einem eigentlichen Narzißmus erst sprechen kann, wenn so etwas wie ein Ich vorhanden oder im Entstehen begriffen ist. Vor diesem Stadium gibt es nur die diffuse autoerotische Libido, die von einzelnen Zonen und Organen des Körpers ausgeht und diese Zonen und Organe zu ihrem Ziel und Objekt hat. Es ist nun nicht abzuweisen, daß mit der Bildung des Ichs die im Ich wirksame und auf das Ich gerichtete Libido nicht nur auf dem Umwege über die Objekte der Außenwelt aus der sexuellen Libido entwickelt wird, sondern daß sie sich auch direkt aus der autoerotischen Libido entwickelt.

Der Charakter dieser Prozesse würde ein fortschreitendes Sich-Identifizieren-Lernen mit den vordem noch nicht zu einem einheitlichen Ich gerechneten Zonen, Organen und Erregungsvorgängen sein. Es ist wohl auch kein Widerspruch darin zu sehen, daß solche Identifizierungsvorgänge schon ein Ich voraussetzen, das sich identifizieren lernt, während anderseits durch die Identifizierungsvorgänge erst ein Ich und eine narzißtische Libido ausgebaut werden, denn alle Entwicklungen des werdenden Individuums, selbst diejenigen, die starker exogener Antriebe bedürfen, sind ja doch erblich vorgezeichnet, in Ansatz-Elementen von Anfang an vorhanden. Ichentwicklung, Identifizierungsmechanismus, Ausbau narzißtischer Libido werden so zu einem biologisch vorgezeichneten Komplex gehören.

Es wird wesentlich für die nicht-normale oder normale Ichentwicklung sein, wie weit dem Kinde diese frühesten Identifizierungen mit seinen eigenen Zonen, Organen und Erregungsvorgängen nur mit Beimischung pathogener Prozesse wie dem der (mißglückenden) Verdrängung gelingen oder wie weit sie ohne solche vor sich gehen. Vor allem die Identifizierung mit dem eigenen Genitale und dessen Erregungen. Der Prozeß der Verdrängung wird etwa bei der Identifizierung des Knaben mit seinem Penis die verfügbare Menge desexualisierbarer Penislibido verringern und die Entwicklung gewisser Charaktereigenschaften, die genetisch mit ihr zusammenzuhängen scheinen, wie Stolz, Mut, Selbstbewußtsein, beeinträchtigen.

Die hier beschriebenen frühinfantilen Identifizierungsvorgänge, durch die autoerotische Libido zu narzißtischer desexualisiert wird, betreffen, wie gesagt, nicht-pathologische Identifizierungen. Solche nicht-pathologische Identifizierungen durchziehen mannigfaltig das ganze spätere Leben. Sie können in allen Systemen angreifen, dürfen nur nicht mit den Bedingungen der Fixierung, der Regression und anderen, insbesondere aber der Verdrängung zusammentreffen, um normal zu heißen. Sie können bewußt

oder unbewußt vor sich gehen, können Identifizierungen mit Objekten und Vorgängen der Außenwelt oder mit solchen des eigenen Körpers sein.

Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die Verwandlung von sexueller Objektlibido in narzißtische als ständiges, aber normalerweise nicht bemerkbares Zwischenstadium eine Verwandlung von Objektlibido in autoerotische zur Bedingung hätte. Wenigstens könnte man das schließen aus gewissen Fällen pathologischer Identifizierung, die uns anmuten wie der mißlungene Versuch einer Desexualisierung von Objektlibido, der in diesem Zwischenstadium gleichsam steckengeblieben ist, und erst durch Prozesse, wie sie die Psychoanalyse durch Aufhebung der Verdrängung auslöst, zu Ende gebracht werden können.

Betrachten wir z. B. den Fall der hysterischen Stuhlverstopfung eines jungen Mädchens, das mit dieser eine partielle Identifizierung mit dem Vater (dem väterlichen Penis) darstellt. Unter der Bedingung von Verdrängung und Regression ist hier der Versuch gemacht worden, die vom Ich abgewiesene sexuelle Strömung zu desexualisieren. Dieser Versuch ist mißlungen. Der Prozeß ist nur bis zur Verwandlung der sexuellen Objektlibido in autoerotische gediehen (daneben auch sexuelle Objektlibido in Bindung an die Vaterimago durch Verdrängung weiterer Verarbeitung entzogen), erst durch die Aufhebung der Verdrängung, die Verwandlung der verdrängt unbewußten Identifizierung in eine bewußte ist die autoerotische Libido und die in ihr steckende sexuelle Objektlibido desexualisierbar geworden. Man darf die Frage aufwerfen, ob wohl solche Libido, die nicht, wie bei den Identifizierungen, an die dadurch entstandene Ichveränderung, sondern, wie bei der Introversion, an Imagines gebunden ist, ebenfalls in narzißtische verwandelt oder desexualisiert werden kann. Vielleicht, daß das der Fall ist, sobald nur die Verdrängungswiderstände gefallen sind, welche diese wie jene Gebilde vom übrigen Ich abgespalten und dadurch vor dessen verarbeitendem Angriffe bewahrt haben.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit äußern, daß wir den Vorgang, den wir bisher, nach Freud, als Aufhebung der Verdrängungen, Bewußtmachung des Unbewußten oder auch als Versöhnung des Ichs mit dem Verdrängten bezeichnet haben, auch mit Hilfe des Vorgangs der Identifizierung beschreiben könnten. Wir könnten sagen, daß das Individuum dahin zu bringen ist, daß es sich mit dem Verdrängten zu identifizieren vermag, daß es eine bewußte, oder, besser gesagt: eine bewußtseinsfähige Identifizierung mit dem Verdrängten zustande bringen kann. Diese Identifizierung wäre das notwendige Vorstadium der nun erst möglichen Ent-

scheidung im Sinne einer Anerkennung oder Verurteilung des Verdrängten. Das Individuum muß lernen, sich mit der verdrängten Regung zu identifizieren in dem Sinne, daß es sie zu seinem Ich hinzurechnet, daß es zu einer theoretischen Anerkennung des Verdrängten als eines zu seinem Ich Gehörigen gelangt, gleichviel, ob es von da aus auch zu einer praktischen Anerkennung oder zu einer praktischen Verurteilung (d. h. einer motorischen Hemmung der aus dem ehemals Verdrängten folgenden Impulse) fortschreitet.

Wir sagten, es sei besser, von einer bewußtseinsfähigen Identifizierung als von einer bewußten zu sprechen. In der Tat zeigen unsere Analysen, daß Verdrängungen aufgehoben und die ehemals durch sie gehemmten Abläufe mobilisiert, neue Libidoverteilungen erzielt werden können, auch wenn das Verdrängte nicht voll bewußt geworden ist. Augenscheinlich hängt der Erfolg nicht an dem Bewußtwerden im deskriptiven und topischen Sinne, sondern an dynamischen und ökonomischen Verhältnissen. Es handelt sich um etwas, das bewußt werden könnte, und zwar nicht nur im Sinne des Vorbewußten, sondern auch im Sinne des, allerdings unverdrängten, Unbewußten. Die Identifizierung, welche die Verdrängungen aufhebt, kann unbewußt sein, es kommt darauf an, ob diejenigen Verhältnisse geschaffen worden sind, durch welche dem bisher durch die Verdrängungsschranken an der Verarbeitung verhinderten Ich eine Angriffsfläche gegeben wird. Wenn wir den Heilungsvorgang unter die Formel: Bewußtmachung des Unbewußten bringen wollen, dürfen wir das Bewußte nicht deskriptiv und topisch, sondern dürfen es nur dynamisch verstehen, es ist dasjenige, was bewußt werden könnte, aber nicht immer bewußt zu werden braucht, ja selbst unbewußt sein kann. Dieses potentielle Bewußtwerden deckt sich nicht mit dem Vorbewußten, eher mit dem Begriff des Ichgerechten, wenn man darunter die Fähigkeit, vom verarbeitenden Ich erreichbar, angreifbar zu sein, versteht. Wir könnten sagen, das Verdrängte müsse „ichverarbeitungsfähig" werden, damit es seine eventuelle pathogene Wirkung verliert.

Wir wollen jedoch zu unserem Ausgangsproblem zurückkehren und uns fragen, was wir getan haben, wenn wir die Desexualisierung auf bestimmte Identifizierungsvorgänge zurückführten. Wir können damit nicht behauptet haben, daß wir den ausschließlichen Entstehungsgrund nicht-sexueller Libido dargestellt hätten, sondern müssen es offen lassen, wie immer die Herkunft narzißtischer Libido sein mag. Und weiterhin müssen wir uns vor Augen halten, daß die Identifizierungsvorgänge, die wir in bestimmten Fällen bei der Entstehung narzißtischer Libido beteiligt finden, uns zwar

in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen bekannt und praktisch geläufig, ihrem Wesen nach aber durchaus unbekannt sind. Wir können von ihrem Wesen nur ein „als ob" aussagen. Sie sind so, als ob sie Abkömmlinge der oralen Libidoorganisation wären, als ob sich in ihnen das Ich benähme wie ein Körper, der sich ein Objekt oral einverleibt.

Wir dürfen also nicht beanspruchen, daß wir den Vorgang der Desexualisierung aufgeklärt hätten, sondern müssen uns dahin bescheiden, daß wir einige Vorgänge, in deren Verlauf sich sexuelle in nicht-sexuelle Libido verwandelt, mit den uns praktisch vertrauten Identifizierungsvorgängen in Verbindung bringen konnten.

Vielleicht verheißt uns ein anderer Weg eine Lösung des Desexualisierungsproblems? Wie ist es möglich, daß sexuelle Libido ihren sexuellen Charakter verlieren, eine ganz andere Qualität, die der nicht-sexuellen Libido, annehmen kann? Freud hat die narzißtische Libido qualitativ indifferent genannt. Sicherlich hat er damit u. a. bezeichnen wollen, daß die narzißtische sich als etwas deutlich anderes abhebt von jeder Art sexueller Libido, heiße sie nun oral, anal, genital, oder werde sie sonst mit einem Organ oder einer Zone des Körpers als ihrer Quelle oder ihrem Angriffspunkte in Verbindung gebracht. Ob die Bezeichnung der narzißtischen Libido als „qualitätslos" treffend oder nur möglich ist (kann man überhaupt etwas als qualitätslos bezeichnen?), möchte ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls mag sie gegenüber den eben genannten Libidoformen als von relativer qualitativer Indifferenz bezeichnet werden. Man wird nicht verlegen zu sein brauchen, wenn man auch ihr ein „Organ" zuordnen möchte, und wird es im nervösen System sehen. Durch die „qualitativ indifferente" narzißtische Libido werden nach Freud die mannigfachen Verschiebungen und Umwandlungen der sexuellen Libido ermöglicht. Sie kann sich zu den verschiedensten Regungen hinzugesellen und sie verstärken.

Im Grunde ist hier überall das Problem der Verwandlung von nicht-sexueller in sexuelle und sexueller in nicht-sexuelle Libido wiederzufinden.

Wir können dieses Problem, wenn auch nicht lösen, so doch vorstellbarer machen, wenn wir uns zu der Annahme verstehen, daß nicht-sexuelle (narzißtische) Libido und sexuelle (genitale, anale, orale usw.) Libido entwicklungsgeschichtlich eine gemeinsame Wurzel haben. Die libidinöse Energieform, die wir als solche gemeinsame Wurzel beider Libidoarten anzusprechen hätten, würde in der Richtung auf älteste Formen, etwa in Richtung auf die von Freud postulierte Zell-Libido hin, zu suchen sein. Von dieser Wurzel aus hätte sich ein Zweig in zunehmender Differenzierung

zu oraler, analer, genitaler Libido entwickelt, während sich der andere Zweig zu narzißtischer entwickelte, wobei er vielleicht, trotz aller Verfeinerung, gewisse Ursprünglichkeiten ältester Phasen beibehalten hätte.

Die Annahme einer entwicklungsgeschichtlichen Verwandtschaft beider Formen würde es vorstellbarer machen, daß sich sexuelle Libido in nichtsexuelle verwandeln könnte. In dieser Verwandlung würde dann ein Teil Regression stecken. Also auch die Sublimierung hätte eine regressive Komponente, ein freilich kaum paradoxes Ergebnis, wenn man bedenkt, daß wohl alle progressiven Prozesse mit Hilfe von Regressionen vor sich gehen. Vielleicht liegen die Dinge aber noch ganz anders und findet so etwas wie eine eigentliche Desexualisierung, also eine richtige Verwandlung sexueller in nicht-sexuelle Libido überhaupt nicht oder doch nur in geringem Maße und nur unter der Voraussetzung größerer Zeitmaße statt, und ist das, was uns für gewöhnlich als eine Verwandlung imponiert, also auch die anscheinende Desexualisierung bei den Identifizierungsvorgängen, nur einem mehr minder komplizierten Vorgang von Transport, von Verschiebung und Verteilung, Mischung und Entmischung, Hemmung oder Auslösung von Libidoquantitäten zuzuschreiben, an dem allerdings die narzißtische Libido als eigentlicher und unentbehrlicher Träger dieser Funktion tätig wäre?

Wir wollen diese Erwägungen hier nicht fortsetzen, sondern die Frage des Verhältnisses der nicht-sexuellen zur sexuellen Libido erst wieder aufgreifen, nachdem wir uns eine Strecke weit in die Metapsychologie der Identifizierungsvorgänge hineinbegeben haben.

II

1) Wir sagten, über die Natur der Identifizierungsvorgänge sei nichts auszusagen, als daß sie sich wie Abkömmlinge der oralen Organisationsstufe benähmen. Wenn wir nun auch das „Wesen“ der Identifizierung nicht ergründen können, so können wir dafür um so mehr die mannigfaltigen empirischen Erscheinungsformen schildern, in denen wir ihr begegnen, besonders, wenn wir uns der drei metapsychologischen Gesichtspunkte Freuds, des topischen, dynamischen und ökonomischen bedienen.

Topisch gesehen, können die Identifizierungen in allen Schichten und Instanzen des psychischen Organismus angreifen, im Bewußten, im Vorbewußten, im verdrängten und nichtverdrängten Unbewußten; im Über-Ich, im Ich und im Es.

Es geht den Identifizierungen wie allen seelischen Vorgängen, die überwiegende Zahl verläuft unbewußt (*vbw* und *ubw*), und die unbewußten

Identifizierungen sind nur dann als Teil eines pathologischen Vorganges anzusehen, wenn sie unter die aus der Neurosenätiologie bekannten Bedingungen geraten, von denen die Verdrängung die *conditio sine qua non* ist. Unser stundstündliches Denken durchzieht eine unzählige Menge von mehr weniger flüchtigen Identifizierungsvorgängen, unser Konnex mit den Mitmenschen ist auf eben diesen aufgebaut, die wir alle in das *Vbw-Bw* und *Ubw* verlegen müssen. Demgegenüber gehört der hysterische Husten des Mädchens, das sich mit seinem Symptom unter der Einwirkung des Schuldbewußtseins mit seiner Mutter identifiziert, in das verdrängte *Ubw*.

Betrachten wir weiter eine Reihe normaler wie nichtnormaler Erscheinungen, zu denen Identifizierungsvorgänge gehören, um den topischen oder strukturellen Angriffspunkt festzustellen: In der Beziehung des Schülers zum Lehrer, des Masseneinzelnen zum Führer, des Liebenden zum Geliebten, des Hypnotisierten zum Hypnotiseur greift die Identifizierung im Über-Ich an, in der Identifizierung des Kindes mit seinem Geschwister, des Masseneinzelnen mit dem Genossen: im Ich. Betrachten wir die uns als eine der möglichen Bedingungen männlicher Homosexualität bekannte Identifizierung des Jünglings mit der Mutter, von der Freud sagt, daß sie eine ganz besondere, umfassende Ichveränderung erzeugt, indem sie das Individuum „im Sexual-Charakter" verändert, so können wir diese Identifizierung nur ins Es verlegen.[1] Fragen wir uns, wo die epochalen frühinfantilen Identifizierungen, durch die die Phase der Ödipuskonstellation und ihr Abschluß charakterisiert sind, strukturell angreifen, so scheint sich zunächst eine Schwierigkeit darin zu bieten, daß wir diese Identifizierungen (wie etwa die des Schülers mit dem Lehrer) ins Über-Ich verlegen möchten, während das Über-Ich anderseits erst aus jenen Identifizierungen entstanden zu sein scheint. Der Widerspruch löst sich, wenn man bedenkt, daß, so sehr jene Identifizierungen dem Über-Ich erst seine bedeutsamste Gestalt verleihen mögen, dieses oder doch ein Ansatz von ihm bereits als phylogenetische Bildung vorhanden sein muß. Anderseits hat das Über-Ich, nach Freud, außer der sozialen Wurzel (von der die Elternidentifizierung die erste Grundlage bildet) auch eine individuelle Wurzel, eben jenes Unge-

1) Diese Topiken sind natürlich nur im theoretischen und schematischen Sinne richtig, in Wirklichkeit gibt es, wie überall, alle möglichen Mischfälle. So kann z. B. die Identifizierung mit dem Geschwister außer im Ich, gleichzeitig auch, soweit das Geschwister zum Ideal wird, im Über-Ich angreifen und so greift die Identifizierung der Verliebtheit bei deren Umwandlung in ein langdauerndes Liebesverhältnis vom Über-Ich auf das Ich und Es über.

nügen am eigenen Ich, das zur Rettung des ursprünglichen Narzißmus treibt und zu diesem Zwecke das Ideal-Ich schafft. Aus diesem Ideal-Ich und aus dem phylogenetischen Ansatz des Über-Ichs besteht jenes infantile Über-Ich, an dem die Elternidentifizierungen angreifen.

2) Übergehen wir von dieser kurzen dynamischen und topischen zur ökonomischen Betrachtung der Identifizierung, so werden wir gut tun, diese im Zusammenhange mit der Untersuchung von Erscheinungen wie der der Verliebtheit, der Bindung an den Führer, der Hypnose und des Schlafes vorzunehmen, wobei sich freilich der Schwerpunkt der Untersuchung von der Identifizierung auf diese Erscheinungen verschieben muß.

Wir wollen dabei von einem Gedankenzuge ausgehen, den wir in Freuds Massenpsychologie und Ich-Analyse finden und der bei Freud dem Ziele zustrebt, einen Unterschied zwischen der Bindung des Masseneinzelnen an den Führer und der Bindung der Einzelnen untereinander festzustellen, und der seinen Ausgang nimmt von dem Versuche, einen Unterschied zwischen Verliebtheit und Identifizierung (s. l. der Masseneinzelnen untereinander) zu finden. Freud sieht diesen Unterschied zunächst darin, daß bei der Verliebtheit das Ich „verarmt",[1] bei der Identifizierung aber sich durch die Introjektion des Objektes bereichert. Er verwirft diese Unterscheidung mit dem Gedanken, Verarmung und Bereicherung können nicht ökonomisch aufgefaßt werden, man könne auch die Verliebtheit als eine Bereicherung, eine Introjektion auffassen. Die weitere Überlegung, der Unterschied könne darin liegen, daß bei der Verliebtheit das Objekt beibehalten, bei der Identifizierung aber aufgegeben werde, verwirft er durch den Hinweis, daß es auch Identifizierung bei nicht aufgegebenem Objekt gäbe. Er findet dann die Unterscheidung in der Formel: Bei der Identifizierung (d. h. der Masseneinzelnen miteinander) wird das Objekt an die Stelle des Ichs, bei der Verliebtheit an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt.

Wir haben an diese Stelle in Freuds Massenpsychologie und Ich-Analyse erinnert, um an den ersten Gedanken dieser Überlegung anzuknüpfen. Freud verwirft hier die ökonomische Auffassung der „Verarmung" bei der Verliebtheit augenscheinlich und mit Recht deswegen, weil sowohl eine Verminderung des vorhandenen Quantums narzißtischer Libido wie ein wirkliches „Überfließen" narzißtischer Libido aufs Objekt schwer vor-

1) Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, Kap. VIII: „Wir erkennen, daß . . . in der Verliebtheit ein größeres Maß narzißtischer Libido auf das Objekt überfließt".

stellbar sind. Mit der Verwerfung dieser Auffassung der Verliebtheits-„Verarmung“ als einer ökonomischen ist aber die Frage gestellt: Wenn die verworfene es nicht vermag, welche Auffassung ist es dann, die den ökonomischen Gesichtspunkt in der Darstellung der Verliebtheit befriedigt. Denn der ökonomische Gesichtspunkt muß ja hier wie überall angreifen können. Und er wird in der Tat auch in unserem Falle fruchtbar, wenn wir annehmen, daß im Zustande der Verliebtheit zwar nicht das Quantum überhaupt vorhandener narzißtischer Libido verringert wird, aber wohl das Quantum der frei beweglichen und zur Verfügung des Ichs stehenden narzißtischen Libido. Es entspricht ganz dem empirischen Bilde, das die Verliebtheit darbietet, wenn man sich diesen Zustand so vorstellt, daß einer großen Reihe von psychischen Vorgängen und Teilen aller Systeme bis dahin frei verfügbare narzißtische Libido entzogen und an alle jene Vorgänge und Systemteile gebunden wird, die durch die Richtung auf das geliebte Objekt fixiert worden sind. Es müssen das Vorgänge in allen Systemen sein. Zunächst ist es das Wahrnehmungs-(*W*-) System, durch das der Liebende in Konnex mit dem Objekt steht. Der Verliebte sieht und hört nichts als das geliebte Objekt. Den andern möglichen Wahrnehmungen wird mehr oder weniger Besetzung zugunsten derjenigen entzogen, die durch die Richtung auf den Geliebten bestimmt sind. Die Vorstellungen vom Objekt, die wir in das Erinnerungs-(Er-) System (in das *Vbw* und das nichtverdrängte *Ubw*) verlegen, lassen andere Vorstellungen „verblassen“, entziehen ihnen die Besetzung. Die Wünsche und motorischen Impulse, durch Wahrnehmung und Vorstellung des Objektes ausgelöst (im *Vbw*, *Ubw*, im Es), ziehen gleichfalls ständig Besetzung narzißtischer Libido an sich. So werden alle Systeme von freier, bisher der Verfügung des Ichs zugänglicher narzißtischer Libido zugunsten aller jener in Abhängigkeit von der Einwirkung des geliebten Objektes befindlicher Vorgänge und Systemteile mehr oder weniger entblößt. Wir erinnern uns nun weiter, daß im Zustand der Verliebtheit auch ein Identifizierungsprozeß eine Rolle spielt, in dem der Verliebte sich in seinem Über-Ich mit dem Geliebten identifiziert. Diesen Vorgang können wir in unsere ökonomische Betrachtung zwanglos einfügen. Durch die Identifizierung mit dem Geliebten wird, indem der Verliebte sich das geliebte Objekt, besser: dessen Charakterzüge, Reaktionsweisen, seine Gesten, Ansichten, Wertungen introjiziert, im Verliebten eine Über-Ich-Veränderung erzeugt. Dieses Gebilde entzieht mehr oder weniger dem bis dahin funktionierenden individuellen Über-Ich des Liebenden narzißtische Libido und zieht sie auf sich. Diese

ökonomische Betrachtung erleichtert das Verständnis des Verarmungsgefühls, der Demut des Verliebten und für den extremen Fall, wo die Über-Ich-Veränderung zu einer vollen Über-Ich-Ersetzung geworden ist, das Verständnis der von Freud beschriebenen Fälle von Hörigkeit und Aufgabe des eigenen Gewissens, in denen der Verliebte zum Verbrecher werden kann.

Wir haben vorhin von einer Introjektion von Charakterzügen gesprochen und haben sie im Über-Ich des Verliebten stattfinden lassen. Wir müssen uns deswegen, ehe wir weitergehen, gegen den Einwand rechtfertigen, daß Charakterzüge doch eher auf einer Veränderung des Ichs beruhen. Aber in unserem Falle der für die Verliebtheit bezeichnenden Über-Ich-Veränderung handelt es sich noch nicht um so lang einwirkende Identifizierungen, als daß sie zu dauernden Ichveränderungen in der Art von Charakterzügen führen könnten. Nichtsdestoweniger aber werden Charakterzüge des Geliebten ins Über-Ich des Verliebten introjiziert, wirken dort allerdings nicht im Sinne eigentlicher, also dauernder und resistenter Charakterzüge (das könnten sie nur bei Einverleibung ins Ich tun), aber wohl in dem Sinne dirigierender Anforderungen und Wertungen, wie sie das Wesen des Über-Ichs bezeichnen, in Zuständen von Verliebtheit unter anderem mehr weniger vorübergehend verändert werden und dem eigentlichen Ich oft nur flüchtig aufgesetzt sein können.

3) Betrachten wir unter demselben Gesichtspunkte die mit der Verliebtheit verwandten Erscheinungen der Bindung an den Führer, der Hypnose, des Schlafes, so werden wir erwarten dürfen, daß die Metapsychologie dieser Erscheinungen in ähnlicher Weise aufgehellt wird. In allen den genannten Erscheinungen handelt es sich um strukturelle und ökonomische Änderungen der Libidobesetzung. Von gewissen Vorgängen und Systemteilen wird Libido abgezogen, um anderen zugeführt zu werden. Was wir für die Verliebtheit beschrieben haben, gilt mit einigen Abänderungen auch für die Bindung an den Führer und für die Hypnose. Der Unterschied liegt in Umfang und Art der vom Objekt abhängigen Elemente. Während bei einer regelrechten Verliebtheit z. B. jede Äußerung des geliebten Objektes, jedes Wort, jede Miene, Geste, jeder Zug seines Wesens die Aufmerksamkeit des Liebenden auf sich ziehen kann, und zugunsten dieser Wahrnehmungen alle anderen verstummen können, liegt die Wirkung eines Führers in der Vorherrschaft eines umschriebenen Momentes, nämlich irgendeiner politischen oder wissenschaftlichen Theorie, einer künstlerischen oder ethischen Idee. Während der Liebende den Geliebten im extremen Falle „mit allem, was er ist, und jedem Kleinsten seines Wesens“ im Herzen trägt, identi-

fiziert sich der Masseneinzelne mit dem Führer nur wegen seiner Idee und kann ihn dabei durchaus in Anderem ablehnen. Wir wissen, daß es freilich in Wirklichkeit jedes Mischungsverhältnis zwischen Verliebtheit und Bindung an den Führer gibt, die reine Darstellung dieser Typen nichtsdestoweniger richtig ist.

Obgleich nun sozusagen dasjenige, was bei der Bindung an den Führer introjiziert ist, gemessen an dem Introjektionsgebilde der Verliebtheit, weniger mannigfaltig, weniger auf Umfassung des ganzen Objektes gerichtet, sondern umrissen ist, braucht es darum das Individuum in nicht geringerem Maße zu beherrschen, sein eigenes privates Ich-Ideal nicht weniger einzuschränken oder beiseite zu rücken, ihn nicht weniger kritiklos zu machen und es zu lähmen, als das bei der Verliebtheit der Fall ist.[1]

Der Unterschied beider Zustände mit dem der Hypnose ist zunächst auch in Art und Umfang und dann in der zeitlichen Dauer des Introjektionsgebildes zu sehen. Bei der Bindung an den Führer und bei der Verliebtheit handelt es sich mehr weniger um zeitlich ausgedehnte, sich akkumulierende und ausbauende Zustände, während sich der hypnotische Zustand, *sensu strictiori*, in einem zeitlich beschränkten Akte erschöpft, der den Charakter einer akuten experimentellen Halluzinose trägt. Im einzelnen hypnotischen Akt identifiziert sich der Hypnotisierte nicht wie der Verliebte mit einem möglichst großen Komplex von Elementen des Objektes, auch nicht wie bei der Bindung an den Führer mit einem umrissenen, ausgebauten und dauernd wirksamen Geistesprodukt, sondern der Hypnotisierte identifiziert sich mit einzelnen akuten Worten des Hypnotiseurs, die die Bedeutung von Geboten haben.[2]

Ökonomisch gesehen, handelt es sich also bei allen drei Zuständen einmal um Veränderung der frei beweglichen narzißtischen Libido und Bindung der entzogenen Mengen an die in Abhängigkeit vom Objekt befindlichen Vorgänge und Systemteile und ein andermal um Entziehung von Besetzung des eigenen privaten Ich-Ideals zugunsten der durch Introjektion von Objekt-

---

1) Auf die, an sich auch in eine ökonomische Betrachtung einbeziehbare Bedeutung der onto- wie phylogenetischen Vater- (Eltern-) Imago für die Erscheinung von Bindung an den Führer, Hypnose u. a. gehe ich hier absichtlich nicht ein und werde sie auch später nur streifen.

2) Fälle, in denen ein Individuum sich in einer dauernden „hypnotischen Abhängigkeit" von einem Objekt befindet, eignen sich nicht zum Studium des hypnotischen Zustandes, weil sie ihn nicht rein darstellen, sondern Mischfälle sind von verliebter Hörigkeit und hypnotischer Beeinflussung. Zum Studium eignet sich nur der isolierte hypnotische Akt.

elementen entstandenen Ich-Ideal-Veränderung. Allgemein betrachtet, ist es bei allen drei Zuständen derselbe ökonomische Vorgang. Der Unterschied liegt in der Besonderheit der Vorgänge und Systemteile, die in Abhängigkeit vom Objekt geraten und der Besonderheit der Ich-Ideal-Veränderung.

Während bei der Verliebtheit das *W*-System an freier Energie verarmt zugunsten aller nur möglichen durch das geliebte Objekt bestimmten Wahrnehmungen, verarmt es bei der Bindung an den Führer zu Gunsten der umrissenen Wahrnehmung einer, wie immer, vorgetragenen Idee und schweigt es in der Hypnose zugunsten des einzelnen vom Hypnotiseur gesprochenen Wortes oder Satzes völlig. Es ist nicht der Hypnotiseur, der etwa wie ein Geliebter mit Haut und Haar introjiziert wird, sondern es ist das isolierte Wort, mit dem sich der Hypnotisierte identifiziert, das er in sein Über-Ich introjiziert, dem er dort allein Besetzung zukommen läßt.

Beim Verliebten ist das Wahrnehmungssystem stark auf den Geliebten konzentriert, er „hat nur Auge und Ohr für den Geliebten", für die übrige Wahrnehmungswelt ist das Interesse mindestens stark herabgesetzt. Es kann freilich für bestimmte Gebiete und Aufgaben, gerade im Gegensatz zum Gesagten, stärker als je belebt werden, dann geschieht das aber, um dem Geliebten durch besondere Leistungen zu gefallen (führt also auf diese Weise wiederum zur Beziehung zum Geliebten zurück) und geschieht es zweitens aus der Wiederauffüllung des Quantums frei verfügbarer Libido durch das Wiedergeliebtwerden.

Bei der Hypnose ist die Absperrung von der gesamten übrigen Wahrnehmungswelt gründlicher als bei der Verliebtheit, diese Absperrung unterscheidet sich anderseits von der des Schlafes darin, daß sie in einer einzigen Beziehung, eben in dem Rapport mit dem Hypnotiseur, durchbrochen ist. Ökonomisch gesagt, werden in der Verliebtheit alle übrigen Objektbesetzungen, soweit sie Bedingung der Wahrnehmung sind, zugunsten der auf das geliebte Objekt gerichteten herabgesetzt, werden in der Hypnose alle solche Objektbesetzungen zugunsten der auf den Hypnotiseur gerichteten, richtiger zugunsten derjenigen, die die Wahrnehmung seiner Worte ermöglichen,[1] nicht bloß herabgesetzt, sondern völlig eingezogen, und werden im Schlafe alle Besetzungen, die die Wahrnehmung der Außenwelt möglich machen würden, eingezogen. Wohlgemerkt, ich habe hier nur von den Besetzungen gesprochen, die das Ich ausschickt, wenn es Wahrnehmungen,

---

1) Vom Verliebten sagt man: „Er ist nur Auge und Ohr für den Geliebten", vom Hypnotisierten kann man sagen: „Er ist nur Ohr."

und zwar solche der Außenwelt, haben will, oder die es anderseits einzieht, wenn es keine Wahrnehmungen haben will. Ich habe nur vom *W*-System und dem Verhältnis des Ichs zu ihm gesprochen. Die Energieverschiebungen bei Vorstellungen und Sexualregungen, im Er-System, im verdrängten und nichtverdrängten Unbewußten, im Es müssen einer besonderen Untersuchung vorbehalten bleiben.

4) Der Unterschied zwischen dem hypnotischen und dem normalen Schlaf läßt sich strukturell weiter verfolgen, wenn man fragt, welches bei diesen beiden Zuständen der *agent provocateur* ist, auf dessen Geheiß hin sie entstehen. Bei der Hypnose ist es zunächst ein Objekt der Außenwelt, besser: ein von außen kommendes Wort, beim Schlaf der dem Ich, dessen bewußten und unbewußten Teil (dem Es) angehörende Schlafwunsch. Man darf auch sagen, den Anstoß zur Hervorrufung der beiden Zustände gibt in dem einen Falle die durch die Identifizierung mit dem Wort des Hypnotiseurs gegebene Über-Ich-Veränderung, in dem andern Falle die durch die Identifizierung mit dem Schlafwunsch des Es gegebene Ichveränderung. In einem Falle unterwerfen sich Ich und Es dem (durch Identifizierung veränderten) Über-Ich, im andern unterwerfen sich Ich und Über-Ich[1] dem (ebenfalls durch Identifizierung) veränderten Es. Der Schlafwunsch hat eine physiologische Basis, die periodischen Ermüdungs- und Regenerationstendenzen des Organismus. Es paßt ganz zu dem Charakter des Ichs als der ausgleichenden und erhaltenden Instanz, daß es sich dieser Tendenzen annimmt und in seinem unbewußten Teil den Schlafwunsch als die psychische Repräsentanz dieser Tendenzen produziert. Der Unterschied zwischen Schlaf und Hypnose wäre danach auch so zu bezeichnen, daß beim Schlaf das Ich sich mit einer seinen eigenen Interessen gemäßen Tendenz identifiziert und zu deren Behufe die Einziehung der den Rapport mit der Außenwelt tragenden Besetzungen veranlaßt, während es sich bei der Hypnose einer Instanz unterordnet, mit der es in einer phylogenetisch und ontogenetisch weit zurückreichenden und bedeutsamen Spannung lebt, dem Hypnotiseur (hinter dem der unbewußten Bedeutung nach in letzter Linie der Hordenvater steht) oder dem Über-Ich, besser: dem Worte (Gebote) des Hypnotiseurs oder des Über-Ichs (der Über-Ich-Veränderung).

Die Tatsache, daß es eine Autohypnose gibt, weist uns darauf hin, daß an die Stelle des realen Objektes der Außenwelt und der realen Wahr-

1) Bis auf die durch die „Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre" bekannten, durch die Widerstände dem Verkehr entzogenen Regungen im verdrängten *Ubw* des Es und Über-Ich. (Gesammelte Schriften, Bd. V.)

nehmung seines Wortes das eigene Über-Ich und sein Befehl treten kann. Auch in diesem Falle ist es nicht das Über-Ich schlechthin, von dem der Befehl ausgeht, sondern eine Über-Ich-Veränderung, die durch die Identifizierung, dieses Mal nicht mit dem realen Gebote eines Objektes der Außenwelt, sondern mit einem bloß vorgestellten Gebote vor sich geht.

Hinter diesem, bloß vorstellungsmäßigen Gebote, kann ontogenetisch und phylogenetisch nur die Imago eines väterlichen (oder elterlichen) Wortes stehen. Die Autohypnose stellte uns also vor die Annahme eines Vorganges, den wir als eine im Über-Ich angreifende, eine Über-Ich-Veränderung erzeugende Identifizierung mit einer Imago (einer Wort-Imago) beschreiben müßten.

Wir hätten in diesem Vorgang wohl auch das für die Wirkung entscheidende Moment der Fremdhypnose zu sehen, bei der die reale Person des Hypnotiseurs nur die Rolle eines nicht unwillkommenen, aber nicht unentbehrlichen Statisten spielt.

Ein Wort sei hier noch eingefügt über die eigentümliche Resistenz, die der Hypnotisierte zumeist unmoralischen oder verbrecherischen Suggestionen des Hypnotiseurs entgegensetzt. Sie ist vielleicht ähnlich zu verstehen, wie die Resistenz der verdrängten Regungen gegenüber dem normalen Schlafwunsch. Es könnte so sein, daß die Libidoverschiebung, die infolge der Introjektion der Worte des Hypnotiseurs das bisherige Über-Ich des Hypnotisierten zugunsten dieser Worte an Besetzung verarmen läßt, vor den Forderungen des Gewissens haltmachen muß, soweit diese zufolge ihres Ursprungs aus dem Ödipuskonflikt mit dem Verdrängten zusammenhängen. Soweit das Über-Ich als eine Reaktionsbildung gegen die zu verdrängenden inzestuösen Regungen (d. i. das Prototyp der verbrecherischen Regung) anzusehen ist, hängt es sicher eng mit dem verdrängten *Ubw* zusammen und mag sich, soweit dies der Fall ist, gegenüber der Besetzungsentziehung resistent verhalten, während es sich in anderen Elementen, die von jenen Zusammenhängen frei oder freier sind, zugunsten der hypnotischen Suggestion Energie mag entziehen lassen.

5) Wir haben uns bisher der Aufgabe entzogen, über die Bedeutung zu sprechen, die in unseren Erscheinungen die direkten Sexualregungen besitzen. Freud hat in „Massenpsychologie und Ich-Analyse" darauf hingewiesen, daß sich die Bindung an den Führer und die Hypnose durch den Wegfall dieser Strebungen auszeichnen, während die Verliebtheit sie in geringerem oder größerem Ausmaße einschließen kann. Wollten wir diese Tatsachen in unsere ökonomische Betrachtung einbeziehen, so könnten wir die Vermutung haben, daß in dem gleichen Sinne, wie durch die

Bindung bisher freier narzißtischer Libido an bestimmte Vorgänge und Systemteile anderen Vorgängen und Systemteilen narzißtische Libido entzogen wird, der Wegfall direkter Sexualstrebungen dadurch entstanden sein könnte, daß diesen Strebungen Energie entzogen wird, die sie benötigen, um aktiv zu sein. Wenn wir, was schwierig vorzustellen wäre, nicht annehmen wollen, daß es sich bei einem solchen passagèren Wegfall um eine wirkliche Desexualisierung, also um eine Umwandlung sexueller in nichtsexuelle Energie handelt, so können wir uns doch denken, daß die Energieentziehung, welche die Sexualstrebungen inaktiv macht, auch hier nichts anderes als eine Entziehung narzißtischer Libido ist. Das würde voraussetzen, daß eine Sexualregung, um aktiv zu werden (und nicht nur in dem Sinne, daß sie als Sexualbedürfnis bewußt wird, sondern vermutlich weitergehend auch in dem Sinne, daß sie überhaupt zum motorischen Antrieb fähig wird), durchgängig einer Besetzung mit narzißtischer Libido bedarf. Das würde nicht im Widerspruch damit stehen, daß so und so oft (Freud, das Ich und das Es) das Ich nichts besseres tun kann, als schleunigst einer Sexualregung nachzugeben, denn eine solche Besetzung mit narzißtischer Libido ist sicher nicht in allen Fällen in das Belieben des Ichs gestellt, sondern kann ihm so und so oft abgezwungen werden.

Wir hätten uns also vorzustellen, daß die narzißtische Libido im Verhältnis zur sexuellen die Rolle eines unumgänglichen Transporteurs zu spielen hätte, daß es anderseits dem Ich gelingen kann, der sexuellen Regung die narzißtische Libidobesetzung zu entziehen und dadurch eine direkte Regung ebenso zum Schweigen zu bringen als irgendeinen anderen Vorgang, sei es ein Affekt oder eine Vorstellung oder ein beliebiger motorischer Antrieb.

So würde sich das Schweigen der direkten Sexualregungen bei der Hypnose der sonstigen motorischen Lähmung anschließen. Die Entziehung von Besetzung, die diese Festlegung hervorbrächte, wäre aber nur ein Teil des ökonomischen Vorganges, der überhaupt allen möglichen Vorgängen und Systemteilen die Besetzung entzieht, um sie anderswo zu konzentrieren. Dieser Wegfall der direkten Sexualstrebungen ist gerade auch in vielen Fällen von Verliebtheit in gleichem Maße vorhanden wie bei der Bindung an den Führer und bei der Hypnose, eine Tatsache, die die Verliebtheit den anderen Zuständen noch verwandter erscheinen läßt, aber durch die Beziehung auf unsere ökonomische Betrachtung eine Merkwürdigkeit verlieren läßt, die sie auf den ersten Blick zu haben scheint. Denn man sollte zunächst meinen, daß die Verliebtheit ohne irgendeine wesentliche Wirksamkeit direkter Sexualstrebungen schwer vorstellbar wäre. Hält man sich

aber vor, daß Verliebtheit auf zweierlei Weise ausgelöst werden kann, nämlich einmal dadurch, daß primär eine direkte Sexualstrebung vorhanden ist, die sich sekundär auch zu narzißtischer (zärtlicher) Besetzung ausbaut, ein andermal dadurch, daß zunächst ein narzißtisches (zärtliches) Interesse vorwaltet, das sekundär die direkte Sexualstrebung auslöst, so kann man sich durch den ökonomischen Vorgang der Entziehung narzißtischer Libido vorstellen, daß sie im letzteren Falle die Sexualregung überhaupt erst gar nicht aufkommen lassen, im ersteren nachträglich zum Schweigen bringen kann.

In die Fälle der Ausschaltung direkter Sexualstrebungen durch Entziehung narzißtischer Besetzung ist auch der Schlaf einzuordnen. Doch liegen hier die Verhältnisse besonders. Die unzweideutigen Äußerungen direkter sexueller Strebung und Abfuhr im Schlaf (Pollutionen u. dgl.) geschehen trotz der vom Schlafwunsch des Es und Ich ausgehenden Besetzungsentziehung. Sie werden ermöglicht dadurch, daß sie an den dem Ich nicht erreichbaren verdrängten Strebungen haften, denen also auch das zu ihnen gehörende, in die Verdrängung mitgerissene Quantum transportierender narzißtischer Libido nicht entzogen werden kann, die aber anderseits durch die Herabsetzung der Gegenbesetzung mitsamt jener transportierenden Energie eine erhöhte Aktivität erworben haben.

III

1) Ich möchte mich in einem vorletzten Teile mit einem Sprung zu der Betrachtung eines metapsychologischen Gesichtspunktes wenden, dem ich das Recht auf eine selbständige Geltung neben dem topischen, dynamischen und ökonomischen zuspreche, so sehr er dem topischen angegliedert werden mag. Der Gesichtspunkt ist von jeher und implicite angewandt worden; man kann ihn nicht erfinden, man braucht ihn nur herauszuheben und zu beschreiben. Ich meine den Gesichtspunkt der Richtung.

Sprachlich ist er in vielen psychoanalytischen Terminis enthalten, in den Wendungen „aufs Objekt gerichtet", oder „aufs eigene Ich gerichtet", in den Worten: Introversion, Introjektion, Projektion, Verschiebung oder auch Inversion und in anderen. Seine Unterscheidung vom Topischen läßt sich vielleicht am ehesten durch einen Hinweis darauf zeigen, daß wir den Begriff der narzißtischen Libido in zweierlei Bedeutung zu gebrauchen pflegen, einmal im Sinne einer „im Ich wirksamen", dann im Sinne einer „aufs Ich gerichteten Libido". Im ersten Falle meinen wir, daß die narzißtische Libido, topisch, diejenige sei, welche im Ich (dem Gesamt-Ich), und zwar in allen Systemen desselben, im Über-Ich, Ich und Es, wirkt,

im zweiten Falle, daß sie durch eine Richtung charakterisiert sei, die Richtung auf die Instanz des Ich. Der Begriff der Richtung schließt die Vorstellung ein, daß Libido, oder überhaupt psychische Energie von einem Ausgangspunkte, einem Subjektgebilde, ausgehe und zu einem Endpunkte, einem Objektgebilde, hinstrebe. Illustrieren wir das an der Betrachtung des Satzes: Ich liebe mich. Hier richtet sich die Libido entweder vom Es auf das Ich[1] oder vom Ich auf das Über-Ich (im Sinne des Ideal-Ichs) — das Ich liebt sein Ideal, das Bild seiner, wie es sein möchte — oder drittens vom Über-Ich auf das Ich. Das letztere ist der Fall, wo (als erotisches Gegenstück des destruktiven Wütens der Melancholie) das Über-Ich, die kritische Instanz, sich wohlwollend und freundlich gegen das Ich verhält. Wie gesagt, gilt der Begriff der Richtung nicht nur von den libidinösen, sondern von allen psychischen Energien, also auch den destruktiven. Wichtig und ausschlaggebend ist der Begriff der Richtung bei der Unterscheidung von Gebilden wie den Introversionsprodukten (den Imagines) einerseits und den Introjektions-(Identifizierungs-)Produkten anderseits. Die Imagines sind Objektgebilde, zu ihnen strebt die Libido hin, die Identifizierungsprodukte sind Subjektgebilde, von ihnen geht sie aus.[2]

Die Betrachtung von Verdrängung und Widerstand unter dem Gesichtspunkt der Richtung würde ergeben, daß die Energien der verdrängten Tendenz zum verarbeitenden Ich hinstreben, die Energien des Widerstandes von eben diesem Ich ausgehen. Durch die letzteren werden Energiequanten der ersteren durch Bindung entzogen. Die Betrachtung der „Verdrängungs"-prozesse in Traum, Psychose und gewissen Fehlwahrnehmungen und Wahrnehmungsausfällen des Alltags unter Zuhilfenahme des Gesichtspunktes der Richtung wollen wir uns für eine spätere Untersuchung aufsparen.

2) Wenden wir uns zum Schluß noch einmal den Identifizierungsvorgängen und zwar deren Umfang zu. Es werden nicht nur Objekte oder Teile von Objekten introjiziert, sondern ganze Vorgänge (Beziehungen zwischen Ich und Außenwelt und zwischen Objekten der Außenwelt), sozusagen ganze

1) Freud, Das Ich und das Es. Kap. III: „Wenn das Ich die Züge des Objekts annimmt, drängt es sich sozusagen selbst dem Es als Liebesobjekt auf —". (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 374.)

2) Vgl. Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, Kap. VII, wo allerdings nicht von der Richtung der Libido auf eine Imago, sondern auf ein wirkliches Objekt die Rede ist: „Es ist leicht, den Unterschied einer solchen Vater-Identifizierung von einer Vater-Objektwahl in einer Formel auszusprechen. Im ersten Fall ist der Vater das, was man sein, im zweiten das, was man haben möchte. Es ist also der Unterschied, ob die Bindung am Subjekt oder am Objekt des Ichs angreift." (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 304.)

Dramen. Das wichtigste dieser introjizierten Dramen ist, auf eine kurze Formel gebracht, der Koitus der Eltern. Diese Introjektion finden wir bei der Aufgabe, die Ödipus-Konstellation zu überwinden, mit der libidinösen und sonstigen (destruktiven) Objektbeziehung und mehr minder starker, daraus hervorgegangener Introversion der auf Vater und Mutter gerichteten Libido verknüpft. Es ist nun von entscheidender Bedeutung, welchen Ausgang diese Introjektion unter dem Gesichtspunkte der Richtung der Libido nimmt. Sehen wir von der weiteren Komplikation ab, die die Betrachtung der destruktiven Anteile der Energien ergeben würde, so käme (beim männlichen Kind) für einen normalen Ausgang alles darauf an, daß diejenigen Libidoquanten, die von dem durch die Identifizierung mit dem Vater entstandenen Subjektgebilde ausgehen und auf das durch die Objektbeziehung zur Mutter und durch Introversion entstandene Objektgebilde (die Mutter-Imago) gerichtet sind, über diejenigen überwiegen, die umgekehrt von dem durch die Identifizierung mit der Mutter entstandenen Subjektgebilde ausgehen und auf das Objektgebilde der Vater-Imago gerichtet sind.

IV

Im folgenden wollen wir an Stelle von Noten, die den Text zu sehr überlasten und vielleicht unübersichtlich machen würden, einige Ergänzungen an das Gesagte anschließen:

1) Das Wiedergeliebtwerden: Im Anschluß an die Schilderung der ökonomischen Verhältnisse bei der Verliebtheit kann auch eine Aufklärung der Erscheinung versucht werden, die im Liebenden stattfindet, wenn er wiedergeliebt wird, und die in einer Aufhebung des Gefühles der Demut, einer Wiederkehr des Selbstgefühls, ja, in dem Erwachen eines Hochgefühls besteht. Wir haben die für die Verliebtheit beschriebenen Vorgänge umzukehren, um diese Erscheinung zu verstehen. Während durch das Verliebtsein bisher freie narzißtische Libido an alle objektbezogenen Vorgänge und Systemteile, einschließlich der durch die Identifizierung entstandenen Über-Ich-Veränderung gebunden wird, fließt durch das Wiedergeliebtwerden narzißtische Libido auf die verlassenen Positionen zurück.[1]

Am deutlichsten wird das zunächst bei der Betrachtung der Libidoverschiebungen im Über-Ich. Der Geliebte liebt ja, wenn es sich um eine volle Gegenliebe handelt, am Liebenden den ganzen Menschen, also auch

1) Vgl. Freud, Zur Einführung des Narzißmus, Kap. III. (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 182 f.)

dessen charakteristische Wertungen, wie sie neben anderem in dessen Über-Ich lokalisiert sind. Der Liebende läßt einfach sein Interesse durch das des Geliebten, der ihn wiederliebt, lenken, wenn er nunmehr beginnt, auch sein durch die Verliebtheit verlassenes individuelles Über-Ich wieder zu lieben, libido-ökonomisch ausgedrückt, dem privaten Über-Ich, dem er zugunsten der durch die Introjektion des Objektes entstandenen Über-Ich-Veränderung Libido entzogen hatte, diese wieder zuzuführen. Den gleichen Mechanismus (des Sich-Führen-Lassens durch die Richtung der Libido des wiederliebenden Geliebten) haben wir anzunehmen, wenn sich der Liebende den anderen verlassenen Positionen und Interessen wieder zuwendet. Er wird ja wiedergeliebt nicht nur wegen seines Über-Ichs, sondern wegen aller seiner Äußerungen und Tendenzen, denen er sich nun wieder zuwenden kann.

Wir haben anzunehmen, daß es so zu einer regen Wechselwirkung zwischen Über-Ich-Veränderung und dem bisherigen Über-Ich kommt, ebenso zu einer solchen zwischen allen einerseits objekt-, anderseits subjektbezogenen Vorgängen, auf welchen Wechselbeziehungen sowohl die belebende Wirkung einer glücklichen gegenseitigen Liebe beruht, wie durch sie die häufige Erscheinung der fortschreitenden, auf das Ich übergreifenden Assimilation zu verstehen sein mag, die man bei den Partnern dauernder und glücklicher Liebes- und Ehebündnisse vorzufinden pflegt.

Man könnte die Frage der Vorgänge beim Wiedergeliebtwerden auch anders darstellen und damit zugleich ergänzen: Der Verliebte erhöht sein Liebesobjekt, in der Vorstellung (Freuds „Sexual-Überschätzung"), in gleicher Weise, wie das infantile Ich seinerzeit, sich selber nicht mehr genügend, sich idealisierte und damit die auch weiterhin wirksame Seite des Über-Ichs schuf, die Freud das Ideal-Ich genannt hat. Das Liebesobjekt, indem es wiederliebt, idealisiert damit wiederum den Liebenden. Wenn sich nun der Liebende mit seinem Liebesobjekt identifiziert, identifiziert er sich auch mit dessen den Liebenden erhöhenden idealisierenden Tendenzen und gewinnt dadurch eine Wiederbelebung der vordem durch Libidoentziehung geschwächten, auf sein eigenes Ideal-Ich gerichteten Energien. Er darf sich, d. h. sein Ideal-Ich, in dem gleichen, ja in erhöhtem Maße wiederlieben, als das vor seiner Verliebtheit der Fall war. Diese Betrachtung zwingt uns, die Auffassung, daß der Verliebte sich nur in seinem Über-Ich mit dem Liebesobjekt identifiziere, anders gesagt, das Liebesobjekt nur in sein Über-Ich introjiziere, dahin zu ergänzen, daß er sich auch partiell in seinem Ich mit dem Liebesobjekt identifiziert.

Dazu zwingt uns nicht die Tatsache, daß die narzißtische Besetzung, durch die das Liebesobjekt die Idealisierung seiner Vorstellung vom Liebenden vornimmt, als nur vom Ich des Liebesobjektes ausgehend angesehen werden muß, denn wir sahen vorhin, daß auch dem Ich angehörige Momente, wie Charakterzüge, durch Introjektion in ein fremdes Über-Ich dort als dirigierende Elemente wiederkehren können, aber wohl der Umstand, daß der Liebende als Erfolg seiner Identifizierung mit der Idealisierung, die das Liebesobjekt mit ihm vornimmt, sich selber wieder idealisieren kann, was doch nur als von seinem Ich ausgehend und als auf sein Über-Ich (Ideal-Ich) gerichtet vorgestellt zu werden vermag. Anderseits behält aber neben diesem Vorgang eine Introjektion ins Über-Ich ihre Geltung. Denn die Idealisierung, die Überschätzung, die das Liebesobjekt mit dem Liebenden vornimmt, ist anderseits eine Wertung, geht also wie alle Wertungen auch vom Über-Ich aus. Soweit das der Fall ist, wird sie auch beim Liebenden gleichzeitig als Wertung, also in dessen Über-Ich, auftauchen: Der Liebende wertet sich, liebt sich, sein Ich, nun auch von seinem Über-Ich aus so, wie sein Liebesobjekt ihn wertet.

Die Identifizierung des Verliebten mit dem Liebesobjekt, soweit dieses wiederliebt, wird also zwei Folgen haben. Soweit diese Identifizierung im Ich des Verliebten angreift, wird die vom Ich auf das Über-Ich gerichtete, die Liebe zum eigenen Ich-Ideal ermöglichende Besetzung wiederhergestellt. Soweit sie im Über-Ich angreift, wird die vom Über-Ich auf das Ich gerichtete Besetzung, die die positive wohlwollende Kritik dem eigenen Ich gegenüber ermöglicht, wiederhergestellt.

2) Narzißtische Libido und zärtliche (zielgehemmte) Strebungen: Wir haben in Kap. II, 5 narzißtische und zärtliche Strebungen einander gleichgesetzt. Darin liegt eine Ungenauigkeit.

Unter zärtlichen oder zielgehemmten Strebungen verstehen wir meist zwei Arten von Strebungen, deren eine in reinster Form sich von den direkten Sexualstrebungen nur dadurch unterscheidet, daß sie vom genitalen Ziel ganz, von den anderen sexuellen Zielen nur mehr oder weniger abgelenkt ist. Je mehr extragenitale sexuelle Ziele ihr beigesellt bleiben, je mehr fällt sie mit den Vorluststrebungen zusammen. Wir bezeichnen z. B. Küsse und Berührungen als „Zärtlichkeiten“.

Die reinste Form der zweiten, auch zärtlich genannten Strebungen entbehrt im Gegensatze zu der ersten ganz der sexuellen Komponente. Man könnte sie „seelische Zärtlichkeit“ nennen. Sie geht vom Gefühl, von der Vorstellung und zum Teil von jener Art der Identifizierung aus, die wir

Einfühlung nennen. Diese Art der Objektbesetzung ist auch eine narzißtische zu nennen, denn sie ist eine Besetzung des Objektes mit desexualisierter Libido.

Wir haben mit diesen beiden Formen der Zärtlichkeit die Endglieder einer Reihe beschrieben, in deren Verlaufe wir uns jeden Grad von Mischung zwischen der Zärtlichkeit aus Besetzung mit desexualisierter (narzißtischer) Libido und der aus zielgehemmter sexueller Besetzung denken können.

3) Das Verhältnis der narzißtischen zur sexuellen Libido: Daß die sexuelle Libido ohne die narzißtische nichts vermag (Kap. II, 5), paßt durchaus zu der uns durch Freud längst vertraut gemachten Vorstellung, daß die im narzißtischen Reservoir des Es befindlichen Sexualregungen zunächst objektlos sind. Erst das Ich (und wir müssen ergänzen, vermittels seiner Verfügung über die narzißtische Libido) und seine durch das *W*-System und die Beziehung zur Motilität gegebene Verbindung mit der Außenwelt, kann die Sexualregungen mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen und den motorischen Impulsen verknüpfen, die sie befähigen, sich mit einem realen sexuellen Objekt in Verbindung zu bringen.

Wir fassen also die Bedeutung der transportierenden Funktion der narzißtischen Libido so auf, daß durch Entziehung narzißtischer Libido sexuelle Regungen zum Schweigen gebracht, durch Hinzufügung aktiviert werden können, und daß es außerdem die narzißtische Libido ist, die die Verknüpfung der im Es (entsprechend dem Charakter des Primärsystems) objekt-, ziel- und wahllos herumirrenden Sexualregungen mit Elementen (Wahrnehmungen, Vorstellungen, Wünschen, motorischen Impulsen) besorgt, die ihnen erst die reale Beziehung zu einem Objekte der Außenwelt ermöglicht.

4) Absinken und Wiederaufsteigen des Narzißmus vor und nach Befriedigung des Sexualbedürfnisses: In diesem Zusammenhange wird auch die Erscheinung verständlicher, daß bei Richtung sexueller Wünsche auf ein Objekt, solange diese Wünsche unbefriedigt bleiben, der Narzißmus des Begehrenden eine Herabsetzung erfährt, die erst nach der Befriedigung wieder aufgehoben wird. Diese Erscheinung müssen wir nach dem bisher Gesagten auf die bei sexueller Objektbesetzung unumgängliche Mitbeteiligung der narzißtischen Libido zurückführen. Wir müssen uns vorstellen, daß, wie zuerst die sexuellen Strebungen das Ich zwangen, die zur Findung des Objektes unentbehrliche transportierende narzißtische Libido zu mobilisieren, hinterher diese narzißtische Libido ihrerseits, von der sexuellen Libido mitgerissen und an die nunmehr auf das Objekt bezogenen Sexualregungen und andere objektbezogenen Vorgänge geheftet, in eben

dem Maße dem Ich, wie wir es beschrieben haben, entzogen wird. Durch diese Entziehung narzißtischer Libido erklärte sich uns die Herabsetzung des Selbstgefühls. Umgekehrt, nach Befriedigung des Sexualbedürfnisses, löst sich nicht nur die sexuelle Libido aus ihrer Bindung an die sie mit dem Objekt verknüpfenden Elemente, sondern mit ihr gleichzeitig auch die narzißtische, so daß die verwendbare narzißtische Libido wieder zur alten Höhe steigt.

Über das Unisono in der Komposition

Beitrag zur Psychoanalyse der Musik

Vortrag in der „Nederlandsche Vereeniging voor Psycho-Analyse" am 2. Dezember 1922

Von Dr. A. van der Chijs (Amsterdam)

Die verdienstvollen Forschungen von Bardas, Graf, Hitschmann, Lach, Pfeifer, Rank, Révész, Teller, die sich mehr oder weniger psychoanalytisch mit Musikproblemen beschäftigen, beschränken sich auf die Kompositionen selbst, ohne jedenfalls den lebenden Komponisten persönlich zu vernehmen. So spricht Pfeifer in seiner gründlichen Abhandlung über Robert Lachs Studien zur Entwicklungsgeschichte der ornamentalen Melopöie[1] hauptsächlich über die reproduzierende Musik, über den Ursprung der Töne, des Gesanges usw. Lach betont den Zusammenhang zwischen Gesang und Libido, beweist auf Grund von Darwins Theorie, daß Gesang und Sexualleben der Völker miteinander in engstem Zusammenhang stehen, sowie daß die Gipfelpunkte des Gesanges und des Sexuallebens der Vögel meist im Frühjahr zusammenfallen. Weiter betont er die Sublimierungstendenz der Musik und ihre Bedeutung als Kraft — Affekt — Entladung. Die Ursache dieser phänomenalen Modifikation des Sexualtriebes liegt in der Verdrängung. Max Graf behandelt in seinem ausgezeichneten Buche „Die innere Werkstatt des Musikers" auch die Kompositionen. Er weist unter anderem auf das Suchen nach Ausdruck für alle Affekte in der Musik hin. Er zergliedert manche Schöpfung großer Meister in bezug auf Aufbau, Melodie, Rhythmik usw. Graf findet keine direkte Umformung von krankhaften Neigungen in Töne. Er treibt aber keine pathologische Anatomie der Musik, und das ist gerade das, was ich anstreben wollte.

Einen der besten Anhaltspunkte für die Musikanalyse findet man in der symphonischen Dichtung oder in der sogenannten Programmusik. Man kommt aber ohne unmittelbare Analyse des Komponisten meistens

---

1) Imago, Bd. VII, S. 505 ff.

nicht weiter als zur Erkennung von mehr allgemeinen Begriffen, oder es gibt der Tondichter selbst sein „Programm", das man mehr oder weniger deutlich in der Musik manifest wiederfindet. Die Verdrängung aber wird auf diese Weise gewöhnlich nicht gelöst werden.

Und dennoch muß es möglich sein, in der Musik wie im Traum den latenten seelischen Gehalt, die Konflikte der Seele aufzufinden und sie zu lösen.

*

Ein Komponist brachte mir ein Lied mit Klavierbegleitung. Wir unternahmen versuchsweise die Analyse.

Beim ersten Anblick bot es nichts besonderes. Bei näherem Eingehen aber fiel mir eine Passage auf, welche durch ein an dieser Stelle nicht schön klingendes Unisono auffällig war. Im Text war von der unglücklichen, todbringenden Liebe zwischen einem jungen Mädchen und einem Jüngling die Rede.

Die Einfälle des Komponisten ergaben, daß bei ihm, nachdem ihm ein Freund von seiner unglücklichen Liebe für ein Mädchen erzählt hatte, die Anregung zu dieser Komposition entstanden war. Nennen wir diesen Freund X. Er fühlt sich mit X. ganz einig und verwandt. Die Singstimme im Lied ist die Stimme des von seiner Liebe für das Mädchen erzählenden Freundes, er die Begleitung. So ist auch in Wirklichkeit das Verhältnis zwischen beiden. Das oben genannte Unisono ist hier nicht nur ein Inoktaven-Zusammengehen. Es ist so beschaffen, daß gerade die Singstimme genau dieselben Noten wie die Begleitung bringt. Diese immerhin auffällige Art des Unisonos darf wohl Anlaß sein, hier eine tiefere Bedeutung zu suchen, um so mehr, als der Komponist dieses Unisono gar nicht bewußt niedergeschrieben hat. Der Patient teilt mit, daß ihn schon früher einmal ein Musiker auf solch ein Unisono in einer Komposition aufmerksam gemacht hat. Er erkennt es selbst als etwas Infantiles an, „so wie ein Kind mit zwei Händen eine Melodie unisono spielt". Es weist bei ihm auf ein gewisses Zurückbleiben in der Entwicklung hin.

Deutlicher wird dies, wenn wir erfahren, daß er zu X. in einer unzweifelhaft homosexuellen Bindung steht. Seine Entwicklung ist noch nicht genügend von der homosexuellen Einstellung befreit. Er ist mit X. ganz und gar „unisono"; die unglückliche Liebe von X. zum Mädchen muß sterben. Er und X. müssen ganz vereint weiter zusammengehen. Sie singen beide nur eine Melodie und mit derselben Stimme.

*

Es ergibt sich jetzt die Frage: „Ist dieses Unisono etwa pathognomonisch für den Ausdruck der Homosexualität in der Musik?"

Ich maße mir nicht an, zu antworten und berichte lieber über einen zweiten Komponisten, der kurz nachher in meine Behandlung kam. Genau vor dem Ausbruch seiner Neurose hatte er ein Klavierstück komponiert. Ich forderte ihn auf, bei den verschiedenen Motiven seine Einfälle mitzuteilen und ich will diese hier im besonderen soweit berücksichtigen, als sie mit Unisonostellen in Beziehung stehen. (Der Patient selbst wußte übrigens nicht, daß ich diesen Stellen besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte.)

Das Hauptmotiv I, Andante, drückt ruhige Zufriedenheit aus. Er hat zwar die Freundschaft von zwei Freunden verloren, aber anderseits einen neuen Freund gefunden. Der ruhige Charakter erinnert ihn an diesen Freund. Er wollte damit sagen, daß diese Freundschaft für ihn das größte Glück war.

Die Freude wird jetzt lebhafter, es entsteht Motiv II: Allegretto, wo die Begleitung der linken Hand etwas trocken, öde gehalten ist, um zu beweisen, daß eben alles Glück nur vergänglich ist, schließlich doch zur Melancholie führt.

Es kommt hier nicht zu einem Unisono, nur zu einem Zusammengehen der beiden Stimmen, besser gesagt: Hände, in Terzen. Warum? Die Einheitlichkeit der Liebesfreude war eben gerade nicht vollkommen (alles Glück ist doch vergänglich, wie er zuvor betont hat), kann daher kein unberührtes Unisono bilden. Er genießt die schönen Augenblicke nicht, verdüstert dieselben durch Wehmut und schafft sich selbst Leiden. Die Gedanken an die öde Vergangenheit bändigen seine Freude. Er hat doch durch den Verlust der beiden ersten Freunde die Unbeständigkeit der Freundschaft erfahren!

Er verarbeitet Motiv II weiter zu einem Walzerthema und endet in Motiv III, das er schon längere Zeit vorher gefunden hatte. Er las damals in den Äneis von Vergil, wie Dido, von Äneas verlassen, sich ihrer Verzweiflung überläßt. Patient beschreibt hier diese Verzweiflung, abwechselnd drohend und flehend, während der Rhythmus, wie er sagt, an das Wogen des heftig atmenden Frauenbusens erinnert.

Die melancholische Stimmung wird nun vertrieben durch ein naives Motiv IV, um zu sagen, daß wahrhaftiges Glück nur im kindlich Einfachen zu finden, während das Ganze mit Motiv I endet, wobei die linke Hand fast fortwährend in Oktaven geschrieben ist. Hier haben wir also das erwartete richtige Unisono, obwohl nur noch allein in der linken Hand.

Das Glücksmotiv der Freundschaft hat gesiegt, aber noch nicht auf allen Linien.

Was finden wir nun, wenn wir rekapitulieren? Er leidet an psychischem Infantilismus, hat außerdem noch die stete Neigung zur Regression (Vergangenheit) und Melancholie. Er sucht das Glück, kann es, wo er es gefunden, ohne Mißklang nicht genießen. Er bereitet sich selbst Weh, ist Sado-Masochist, freut sich kindlich über das Finden eines neuen Freundes, nachdem er zwei andere verloren hat, wobei er sich so fühlt wie die verlassene Dido, also als Weib. Das richtige Unisono finden wir in der Durcharbeitung des Freundesmotivs am Schluß angedeutet, nicht *lege artis* angewandt.

Würde das vielleicht einen prophezeienden, prospektiven Wert haben, wie das Unbeschlossene in der Komposition erwarten läßt? Wir werden es später erfahren.

*

Seine zweite Komposition ist ebenfalls für Klavier. Sie ist nur kurz und könnte wohl „Melancholie“ benannt werden. Patient sagt anfänglich, daß das Ganze die Umgestaltung seines traurigen Zustandes malt, ohne daß er dabei an etwas Bestimmtes denkt. Wir finden im Mittelsatz ein Hauptmotiv, das für beide Hände eine getragene Melodie unisono wiedergibt.

Er hat hiebei die folgenden Assoziationen: „Ich komponierte es, während ich sehr krank war. Ich hatte viel über Mythologie gelesen und besonders hatten die keltischen und brahmanischen Sagen auf mich Eindruck gemacht. Sie enthalten eine starke Symbolik, und es war mir immer ein Genuß, die Motive nach ihrem Ursprung zu zerlegen. Sie zeigten mir immer das Nutzlose des Seins. Auf die alten keltischen Mythen führe ich auch die Personifikation der Naturkräfte zurück.“ Weiter denkt er an Priesterversammlungen in einem heiligen Walde, an Königin Maëb, die Krieg führen wollte, den Prototypus des Mannweibes, an Heldenverehrung, speziell an den Helden Cuchulin, dessen Bild, stehend auf einem Streitwagen, er lange betrachtete.

In diesen Mythen, sagt er, wird der Gedanke von selbst auf die Männerfiguren gelenkt, da das weichere, weibliche Element fast ganz fehlt. Die Frauen haben dabei oft männliche Charaktere oder sind pervers. Im allgemeinen tritt in diesen Mythen eine bis zur Perversität durchgebildete Libido sexualis hervor. Diese Einfälle entwickeln sich weiter zur Parsifal-Sage. Der Mann wird Weib, das Weib wird Mann, wie Königin

Maëb. Er bewundert die beiden, das Weib aber hauptsächlich in ihrer Männlichkeit, nicht als Frau an sich. In seiner Identifizierung mit der Dido zeigt er inzwischen sowohl sein Sich-selbst-als-Weib-Fühlen als seinen Narzißmus.

In der Gralszene von Parsifal erinnerten ihn die langen weißen Gewänder der Ritter an die Frauenkleidung. Während seiner Krankheit ging er selbst auch am liebsten in langen weißen Kleidern herum. Ja, später noch ließ er immer seine Röcke länger machen, als der Herrenschneider es für wünschenswert hielt. Sein während dem Komponieren des letztgenannten Stückes gefundener Freund sollte jetzt eine ernsthafte venerische Krankheit akquiriert und ihm versprochen haben, niemals mehr mit Frauen zu verkehren. Diese Tatsache hat selbstverständlich seinen Widerwillen gegen die Frauen stark vermehrt. Längere Zeit vorher, wenn er fast zwangsmäßig immer seinen Freunden gegenüber über die keltischen Mythen redete, sagte ein Freund zu ihm: „Laß doch ab von diesen ewigen Geschichten, du gleichst wohl selbst einem *Myth.*" Er erschrak fürchterlich über dieses häßliche Wortspiel, das ihm nie mehr aus der Erinnerung fortkam, und einen stark suggestiven Einfluß auf ihn hatte. Um dies zu verstehen, muß ich Ihnen mitteilen, daß das Diminutiv von *Myth*, im Holländischen *Mythje* (Verkürzung von Sodomit), ein Schimpfwort für Urning ist.

Die ganze Komposition nun ist eine gewisse Selbstanklage, die Flucht vor der Realität, vor dem Menschlichen in die Ewigkeit. Sie spricht von der Bewunderung für das Mannweib und den Mann, vom Vertreiben der Frauen aus der Männergesellschaft, von der homosexuellen Freundschaft, der begeisterten Verehrung des starken Helden, von seiner Identifizierung mit der Frau in der Gestalt der Dido, von der Einheit der in weißen langen Gewändern umhergehenden, ohne Frauen lebenden Priester, von seinem Studentenverein, der auch den Namen „Dido" trägt, und unter dessen Mitgliedern mehrere Homosexuelle sein sollen.

Im Unisono nun ist diese nach der schwachen und jetzt wirklich als Prophezeiung aufzufassenden Andeutung in der ersten Komposition erwartete Homosexualität jetzt deutlich kundgegeben. Außerdem zwingt sie ihn zur Erkenntnis, daß er selbst schon diese Homosexualität vermutet und gefürchtet, aber es nie auszusprechen gewagt, also verdrängt hatte. Endlich beichtet er, was er ebenfalls noch verschwiegen hatte, daß er gerade am Abend, bevor er diese Komposition angefangen hatte, einen homosexuellen Akt beging. Es zeigt sich, daß er heiß verliebt ist in seinen neuen Freund, den er küssen und umarmen wollte.

Bei weiterer tieferer Analyse fanden wir, daß seine Homosexualität begründet war in Inzestgedanken der Mutter und Schwester gegenüber, aber auch in einem psychischen Infantilismus.

Die inneren Konflikte waren die treibenden Kräfte zur Komposition, sie strebten nach Erlösung. Wir finden hier aufs neue bestätigt, daß das Bedeutende in der Kunst seinen Ursprung im verdrängten Inzestwunsch hat und im Infantilismus.

Graf sagt, daß die Künstler Stunden der Melancholie und Verdüsterung kennen, in denen die Erregungen des Unbewußten wie eine trübe Flut sich stauen an den Dämmen, die Bewußtes und Unbewußtes scheiden. Immer sind es Suchende und was sie suchen, sagt Graf, ist ihre Kindheit. Alles künstlerische Schaffen stammt von der Spielfreude und Phantasielust des Kindes.

Wir kommen also von verschiedenen Seiten zur selben Ansicht.

*

Die dritte, kurz nach dieser Analyse entstandene Komposition soll im allgemeinen den Sieg des Guten über das Böse vorstellen. Die breiten Akkorde am Anfang des ersten Satzes sind Introduktion. Sie enden im D-moll-Dominant-Septim-Akkord, also ohne Lösung der gestellten Aufgabe, und bedeuten eine Frage. Die Antwort gibt er in der weiteren Motivverarbeitung. Das erste Motiv malt die Einsamkeit. Eine darin angewandte Triolenfigur fällt auf und ist begleitet von traurig klingenden Bässen. Das Ganze erinnert ihn an die unzugänglichen Felsen der norwegischen Küsten im Winter. Seine Melancholie tritt hervor, alles ist trostlos, fast unhörbar schluchzend erreicht ihn da das Einsamkeitsmotiv, das allmählich abklingt.

Da kommt mit harten Schmiedehammerschlägen das Felsenmotiv. Er sieht sich auf dem Meere und sehnt sich nach der Küste. Während der Analyse hat er einmal ein Wikingerschiff gezeichnet. Das galt einem früher gehabten Traum vom Fahren nach einem fremden Lande und soll der Grund für diese Komposition gewesen sein. Wir stoßen hier auf seine narzißtische Identifizierung mit Lohengrin und Parsifal, aber gleichzeitig auf den Begriff der Homosexualität, wie es sich schon oben zeigte. Das Felsenmotiv nun enthält, wie das Einsamkeitsmotiv, ebenfalls eine Triolenfigur; beide Motive zeigen eine Verwandtschaft. Auch dies ist wieder unisono geschrieben und entwickelt sich in schnell in die Höhe strebenden Oktav-, also Unisonopassagen, die Wellen des Meeres, die um ihn herum an der Felsenwand auseinanderspritzen, unter brausender Gewalt in Schaum sich lösend.

Jetzt folgt ein prophezeiendes Motiv, nur rhythmisch bedeutend, aber auch wieder mit einer Triolenfigur. Es ist das Symbol einer Kraft, außer und über ihm, das ihm ermahnend zuruft: „Verzweifle nie, alles wird sich ändern, es sind Dinge im Werden, welche du nicht, ich aber wohl sehen kann". Fortwährend tritt dieses Motiv in der Komposition hervor und hat eine beschwörende Kraft. Dann treffen wir eine neue Melodie, das Singmotiv, eine Stimme, die, hinter den Felsen, fern im Lande (denken wir an die Gralserzählung von Lohengrin „in fernem Land usw."), mit lieblichem Klang, lockend ruft. Seine Antwort ist ein Motiv des Flehens, ein demütiges Bitten, in das neue Land eingelassen zu werden.

Ein Heldenkampf fängt an. Immer zurückgeschlagen in Sturm und Wind, verdoppelt er seine Anstrengungen, indem der lockende Gesang immer widerhallt.

Fast völlig niedergeschlagen, tönt auf einmal wieder das Prophezeiungsmotiv und kündigt die Erlösung an. Plötzlich erscheint das neue Licht, ein noch nicht gehörtes Lenzmotiv, den Sieg des Weiblichen über das Männliche vorstellend, als eine majestätische Göttin sich fortbewegend, ganz ohne irgendwelche Andeutung von Unisono.

Die Komposition endet mit einem strahlenden D-dur-Akkord, die frohe Stimme vom herrlichen, neuen Leben.

Die tiefere Analyse lehrt uns folgendes:

Im Einsamkeitsmotiv gibt Patient sein eigenes Ich, den melancholischen Sucher. Sein neu gefundener Freund erwidert seine Liebe nicht so, wie er es sich erträumt hat. Der Freund ist wie ein Felsen, hart wie Stein, zurückweisend.

Im Felsenmotiv trafen wir, wie schon gesagt, dieselbe Triolenfigur wie im Einsamkeitsmotiv, das heißt: seine Identifizierung mit dem Freunde, aber außerdem das jetzt bekannte Unisono, die Vorstellung seiner mit dem Freunde sich als ein Wesen fühlenden Liebe.

Anfänglich sucht er sich dem Felsen, also seinem Freund, zu nähern. Er fleht um seine Liebe, er will sich hingeben, aber gleichfalls erobern, herrschen und unterwerfen, er manifestiert seinen Sado-Masochismus.

Der immer höher steigende Unisono-Oktavengang, die Wellen, der Sturm, der Schaum, der dann um ihn umherspritzt, wir erkennen leicht die Symbolik des Kontraktions- und Detumeszenztriebes, die Ausmalung des oben erwähnten homosexuellen Aktes. Das Prophezeiungsmotiv ist die Stimme des Arztes (auch hier treffen wir die Triolenfigur als Ausdruck der Übertragung), aber gleichzeitig das Symbol des

normalen Naturtriebes, durch den Arzt sozusagen heraufbeschworen.

Er sucht und bekämpft im gleichen Moment seine homosexuelle Liebe. Nach heftigem Ringen siegt er endlich und erobert den Felsen, seinen Freund. Aber er muß weiter. Dies darf nicht sein Endziel bleiben. Über den Felsen, über seine Homosexualität hinaus, kann er erst das gelobte Land erreichen.

Fern im Lande lockt ihn die Göttin der Liebe, der Lenz, die Frau. Jetzt sucht er seine Elsa. Die Stürme legen sich, das Lenzmotiv malt, mit dem D-dur-Akkord als Erlösung, den Sieg des Weibes.

Die Unisonos bleiben ganz weg, nachdem der Streit beendet ist.

*

Ich wiederhole jetzt meine Frage:

„Ist das in dieser Form vorkommende Unisono wirklich pathognomonisch für homosexuelle Regungen?"

Wohl schrecke ich vor der Bejahung zurück, wenn ich überlege, wie oft wir das Unisono in den Schöpfungen eines Mozart, Beethoven, Wagner, Brahms antreffen. Ich glaube es denn auch kaum, um so mehr, da es an sich keine abweichende Konstruktion ist. Es strebt nach der vollkommensten Harmonie, und das ist, kurz gesagt — die Liebe, und der Inhalt der Liebe wieder ist, qua talis, immer derselbe, nur ist die Objektwahl eine andere.

Ich bringe hier in Erinnerung, daß das Unisono nur an den Stellen hervortrat, wo wirklich von Liebe die Rede war, und komme also zu folgender Hypothese.

„Das Unisono in der musikalischen Komposition ist anscheinend geeignet, als Symbol der Einheit in der Liebe, vielleicht speziell für die homosexuelle oder pseudo-homosexuelle Liebe, auftreten zu können."

Für den Fall, daß die homosexuellen Komponenten bei diesen beiden Patienten nur eine zufällige Koinzidenz darstellen sollten, müssen wir doch jedenfalls daran denken, daß, wenn es unbewußt angewandt wurde, das Unisono eine Verdrängung von Liebesgefühlen sein kann, und dadurch, regressiv oder als Entwicklungshemmung wirkend, eine mehr infantile Form wählen kann. Umgekehrt kann der Infantilismus an sich die Ursache der unbeholfenen Unisono-Liebeserklärung sein.

Weitere Untersuchungen über das hier angeregte Problem können vielleicht später eine Entscheidung bringen.

*

Abschließend sei noch erwähnt, daß jene letzte Analyse für den Patienten von großer Bedeutung war, denn, was er anfangs zufolge unbewußten und bewußten Widerstandes verschwieg, ist durch die Analyse seiner Kompositionen zur Aussprache und Deutung gekommen. So verschwand denn auch während der Analyse allmählich seine homosexuelle Neigung, die Liebe zwischen den beiden Freunden ging ganz zu Ende, und nun liebte unser Komponist (zuerst psychisch, später auch physisch) ein Mädchen, eine „Elsa", seine Lenzgöttin mit ihrer lockenden Stimme (seine Geliebte ist öffentlich auftretende Sängerin). Seine Homosexualität war eine Pseudohomosexualität, eine Psychoneurose, und stellte meines Erachtens auch nur das infantile, noch nicht differenzierte, oder schon bis zur Bisexualität ausgewachsene Stadium seiner Entwicklung dar, die Folge einer durch ungünstige Verhältnisse (Inzestmotiv, allgemeinen psychischen Infantilismus usw.) entstandenen Verdrängung und verlängerten Pubertät.

Der Fall dieses Patienten bestätigt schließlich die diesbezüglichen Ansichten von Ferenczi und er wäre dann den Objekt-Homoerotikern zuzuzählen.

Eine südslawische Märchenparallele zum Urtypus der Roland-Sage

Von Dr. Franziska Juer (Wien) und
Dr. Otto Marbach (Wien)

Die entscheidende Tatsache, daß gleiche und ähnliche Märchenmotive sich bei den verschiedensten Völkern finden, wurde zuerst von den Brüdern Grimm erkannt. Damals begann die Märchenforschung, deren Hauptaugenmerk sich auf das Sammeln und Zusammenstellen von Motiven richtete. Bald versuchte man auch, mit mehr oder weniger Erfolg, den „Sinn" dieser eigenartigen künstlerischen Produkte zu fassen.

Die psychoanalytische Methode mit ihrem tiefen Eindringen in die Psyche des Kranken, des Kindes und des Volkes hat auch ein ganz neues Licht auf diese Probleme geworfen. Mythen- und Märchenforschung ist bereits ein eigenes Teilgebiet dieser Wissenschaft geworden. Abgesehen von der neuen Art, den „Sinn zu deuten", sind diese Arbeiten in ihrer Zusammenstellung den früheren ähnlich; denn entweder werden größere Märchengruppen unter einem bestimmten Gesichtspunkt betrachtet, oder man verfolgt ein Motiv durch eine Anzahl Erzählungen.

Innige Zusammenhänge bestehen zwischen Traum und Märchen — dies ist seit Freuds „Traumdeutung" unabweisbar klar.

Wir haben nun in vorliegender Arbeit versucht, die Methode der Traumdeutung konsequent auf die Märchendeutung zu übertragen, d. h. wir haben Stück für Stück des Märchentextes herausgegriffen und analysiert, als ob ein Traum vorläge. Dabei erwiesen sich auch die kleinsten, bisher noch unbeachteten Details als sinnvoll und psychisch determiniert.

Das analysierte Märchen ist der Sammlung von F. S. Krauß: „Sagen und Märchen der Südslaven" (Leipzig 1884, bei W. Friedrich), entnommen. Es heißt „Der Sohn der Königstochter" (1. Bd., Nr. 41) und wurde wegen seiner Beziehung zur Rolands-Sage, wie wegen des in ihm enthaltenen „Fleck"-Motivs, eines Teilmotivs des Inzestproblems gewählt.

Vor die eigentliche Deutung stellen wir eine gedrängte Inhaltsangabe der Erzählung.

„Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Tochter, die er viel mehr liebte als seine Gemahlin. So kam's, daß er seine Gemahlin wie einen Dienstboten, die Tochter aber wie seine Frau behandelte." Deshalb kränkt sich die Königin sehr und klagt einst einem vorbeiziehenden Wanderer ihr Leid — und der weiß wirklich Rat. Er gibt ihr einen Zauber an, der bewirken solle, daß die Tochter schwanger werde. Dies geschieht tatsächlich. Der König — um nicht ins Gerede zu kommen — sieht sich daher gezwungen, die Tochter verschwinden zu lassen. Zu diesem Zweck läßt er eine Art von Arche bauen, verlockt die Tochter, sich hineinzubegeben und setzt sie auf diese Weise aus. — Während ihrer Meeresfahrt gebiert die Königstochter einen buntgefleckten Knaben, der von allem Anfang an außergewöhnliche Vorzüge an sich erkennen läßt. Denn er kann sofort laufen und sprechen. Nach einiger Zeit vollbringt er bereits unerhörte Kraftleistungen. Vom Meer aus erblickt die Mutter den König in seiner Kutsche, wie er gerade seinen Mähern das Essen bringt. Da springt der Knabe über das Meer bis ans Land, zieht das Schiff ans Ufer, läuft der Kutsche nach und nimmt dem König alle Speisen weg. Dann fahren sie wieder eine Weile auf dem Meer und gelangen zu einem großen, verwunschenen Schloß. In jedem der zwölf Schloßzimmer ist ein Teufel. Der Knabe springt wieder ans Land, findet einen zehn Zentner schweren Bleiknüttel und begibt sich, damit bewaffnet, ins Schloß. Die Teufel wollen ihn nicht einlassen. Er aber zertrümmert eine Tür nach der anderen, verprügelt jeden Teufel und schickt danach alle die Besiegten ans Gestade zur Mutter. Der zwölfte Teufel behauptet, ihn nicht einlassen zu können, weil er festgeschmiedet sei. Da schlägt der Knabe die Türe durch, daß das Schloß erdröhnt und der Teufel mit der Kraftanstrengung der höchsten Angst die Fesseln zerreißt. Darauf nimmt er allen zwölf Teufeln den Eid ab, nicht mehr ins Schloß zurückzukehren. Ein Teufel sucht zu entfliehen, aber die Bleikeule trifft ihn zu Tode. — Danach wohnten der Knabe und seine Mutter im Schloß, wo es zwar viele Schätze, aber keine Speisen gab. Deshalb schickte die Mutter den Knaben um Lebensmittel auf den Markt. — Er läßt sich dort ein großes Tuch mit Brot füllen, wirft das Bündel über die Schulter — und zahlt nicht. Da die entrüsteten Verkäuferinnen Bezahlung verlangen, droht er mit dem Bleikolben zu bezahlen. Ebenso spielt er einem Fleischhauer mit, dem er einen ganzen Ochsen davonträgt, wofür er gleichfalls nur in Prügeln zahlen will. Da sich die Mutter verwundert, daß er das ganze Geld zurückbringt, antwortet er: „Du hast mir nur gesagt, ich soll Brot und Fleisch nach Haus bringen, vom Zahlen hast du mir nicht gesprochen." — Als der Vorrat verzehrt ist, schickt ihn die Mutter wieder zur Stadt und er treibt es wie das erstemal. Man führt daher beim König über ihn Klage. Der König läßt sich ein Gerüst erbauen und beobachtet von dort aus den Knaben. Beim drittenmal ladet ihn der König, als der Knabe bei seinem Gerüst vorüberkommt, für den folgenden Tag zum Essen. Er geht mit einem großen Korb versehen in die königliche Burg, läßt die Herrschaften, die an der Tafel versammelt sind, aus seinem Teller Suppe essen, verzehrt aber dann ganz allein die ganze Suppe, sowie alle aufgetragenen Speisen und trinkt den ganzen Wein aus. Dann füllt er noch den Korb für seine Mutter an. Inzwischen hatte man ein Regiment Soldaten kommen lassen, die auf ihn zu schießen begannen. Er aber fordert sie nur auf, ihn nicht anzuspucken, und als sie das Schießen nicht einstellen, liest er alle Kugeln auf, erschlägt damit die Soldaten und zertrümmert überdies mit seinem Bleikolben die halbe Burg. Daraufhin unterhandelt der entsetzte König mit ihm und forscht schließlich nach des Knaben Mutter, die er, trotz der Versicherung, sie sei häßlich, aufs Schloß bringen heißt. Am nächsten Tag bringt der Junge seine Mutter, der König sieht, daß sie schön ist und heiratet sie. Nach dem Hochzeitsfest geht der Knabe mit dem König in einen Wald. Dort sind in einem hohlen Baum viele verrostete Säbel. Der Junge

fordert den König auf, sich einen zu wählen und ihm damit den Kopf abzuschlagen. Der König will nicht, aber der Knabe droht, er werde es dem König tun, wenn nicht dieser es ihm tue. — Da tut es der König. „Im selben Augenblicke verwandelte sich der buntgefleckte Knabe in einen wunderschönen Jüngling von blendend weißer Farbe."

Diese kurze und skizzenhafte Inhaltsangabe läßt eines bereits erkennen: Die Sprunghaftigkeit und Undeutlichkeit der Märchenzusammenhänge. Wieder werden wir nur durch Anführung deutlicherer Parallelen, die den ursprünglichen Sinn unverdrängter bewahrt haben, weiter kommen und schließlich wieder erkennen müssen, wie das scheinbar Zerrissene, förmlich Zerklüftete des vorliegenden Volksmärchens, das anmutet wie eine willkürliche Vereinigung, ein Konglomerat unzusammenhängender Motive, seine innerliche Berechtigung, tiefere Gründe eines notwendigen Zusammenhanges hat. Ein in sich geschlossenes Ganzes, ein berechtigter und notwendiger Zusammenhang, der freilich nur dem Forscher klar wird, der mit psychoanalytischen Methoden an die Auflösung des scheinbar Verworrenen und Unzusammenhängenden geht. Ein Beweis für die unumgängliche Notwendigkeit der Kenntnis und Handhabung der psychoanalytischen Methode für den Ethnologen und Folkloristen, Mythen- und Märchenforscher. Denn was läge — ohne die Kenntnis dieser Methode — näher, als das infolge der eigenen Unkenntnis Undenkbare und scheinbar Unerklärliche der Sprunghaftigkeit, Gedankenlosigkeit oder Inkonsequenz der Volksphantasie aufzubürden. Indessen doch dem simpelsten „Schnadahüpfl" mehr Sinn und ästhetische Konsequenz innewohnt, als gewissen Herren vom Fach persönlich zur Verfügung steht. — Doch wenden wir uns nun der Analyse unseres Märchens zu. Sein Anfang freilich läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

„Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Tochter, die er viel mehr liebte als seine Gemahlin."

Es liegt also das Griseldis-Motiv in aller nur möglichen Offenheit vor.[1] Vor die Frage gestellt, von wessen Psyche aus das Märchen in diesem Fall geschaffen sei, können wir nicht umhin, der Tochter einen bedeutenden Anteil an der Entstehung dieses Motivs zugestehen zu müssen. Zwar behauptet Rank: „... die phantastischen Ersatzbildungen des Vater-Tochter-Komplexes gehen nicht, wie man *ex analogia* erwarten sollte, auch vom jungen Kind, der Tochter aus, sondern erscheinen zum größten Teil vom Standpunkt des Vaters gearbeitet." (Inzestmotiv, S. 368.) Uns erscheint jedoch zumindest ein Motiv, nämlich das von der Dienstbarkeit der Tochter, die von der bösen Mutter erzwungen wird, unzweifelhaft der Tochterpsyche entsprungen. (Dieses Motiv erscheint am deutlichsten in den Aschenbrödel-Märchen, K. H. M., Nr. 21 und Parallelen bei

1) Zahlreiche Parallelen bei Bolte-Polivka, Anm. zu Kinder- und Hausmärchen (= K. H. M.) Nr. 31 („Das Mädchen ohne Hände") und Nr. 65 (Allerleirauh). Von psychoanalytischer Seite wurde das Motiv ausführlich besprochen von Rank: „Der Sinn der Griseldafabel", Imago I (März 1912), und vor allem „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage, XI, Die Beziehungen zwischen Vater und Tochter". Außerdem L. P. Betz: „Die Griseldis-Sage in Dicht- und Tonkunst." (Neue Zürcher Zeitung 1903, Nr. 64.)

Bolte-Polivka. Die Heldin muß der bösen Mutter und den bösen [älteren] Schwestern Magddienste leisten. Dieses Motiv ist zu spezifisch weiblich, als daß man dafür den Vater als Erfinder in Anspruch nehmen dürfte.) Durch derartige Märchenzüge sind die beiden Möglichkeiten der primitiven Stellung des Weibes zu erkennen. Das Weib war eben (noch der homerische Kulturkreis weist darauf hin) entweder Sklavin (δούλη) oder Beischläferin, Lagergenossin (ἄλοχος). Die Mutter, um die Inzestgefühle zwischen ihrem Gatten und der Tochter wissend und bestrebt, die jüngere Rivalin unschädlich zu machen, sucht dies durch entstellende Magddienste zu erreichen, zu denen sie die Tochter anhält. Wunsch der Tochter muß nun eine Umkehrung der Verhältnisse sein, so daß sie Lagergenossin des geliebten Vaters wird, die Mutter aber zu entwürdigenden und entstellenden Magddiensten verdammt wird. Und dieser Wunsch wird eindeutig und klar formuliert:

„So kam's, daß er seine Gemahlin wie einen Dienstboten, die Tochter aber wie seine Frau behandelte. Die Gemahlin des Königs weinte immer bitterlich, daß sie gemeine Arbeiten wie ein Dienstbote verrichten und in der Küche schlafen mußte."

Wir sehen, wie sich hier das „Griseldis-Motiv" mit dem Motiv von der „wahren Königin als Magd" verbindet.[1] Die Deutung der meisten dieser Motivgestaltungen ergibt, daß es sich um die durch die Mutter verdrängt fühlende Tochter handelt. (So Grimm, K. H. M., Nr. 89: „Die Gänsemagd", ebenso in der Berta-Sage; siehe die Anm.) Die böse Mutter ist es gewöhnlich, die die Stelle, die die Phantasiegestaltung der Tochter für sich in Anspruch nimmt, mit List und Tücke usurpiert und die eigentliche, rechtmäßige Gattin (die zu sein sich die Wunschphantasie der Tochter dünkt) zum „Aschenputtel" (K. H. M., Nr. 21) erniedrigt. In unserem Zusammenhang setzt die Tochter offener, unverdrängter ihren Wunsch durch. In den übrigen Märchengestaltungen pflegt die Tochter erst Erniedrigung, Schmach und Elend zu leiden (vorausgenommene Bestrafung), dann aber ihren Wunsch doch durchzusetzen. Sie wird rechtmäßige Gattin und die Mutter-Imago (Stiefmutter, Stiefschwester, böse Dienerin, Amme usw.) wird bestraft — zumeist sogar auf grausamste Weise getötet. (Vgl. K. H. M., Nr. 21, 53, 89.) Hier jedoch wird die sonst überall verdrängte Ursache des Leidens eingestanden: Der Inzestwunsch der

1) Man vergleiche K. H. M., Nr. 11, Nr. 89 — beide dem Märchenkreise von der „untergeschobenen Braut" angehörend und die bei Bolte-Polivka hiezu angeführten Parallelen. Ausführlich über „das Motiv von der untergeschobenen Braut": Arfert (Rostocker Diss. 1897), wo auch die Sage von Berta, der Mutter Karls des Großen, behandelt wird. (S. 59 ff.) Da wir im folgenden Gelegenheit haben werden, auf den karolingischen Sagenkreis zurückzukommen, wollen wir darauf hinweisen, daß sich also auch dieses Motiv der Karls-Sage hier findet. Nach den deutschen Fassungen (Weihenstephaner Chronik, Ulrich Füeterer, Heinrich Wolters Chronica Bremensis) wird Prinzessin Berta, die Braut König Pipins, auf der Reise vom ungetreuen Hofmarschall mit dem Tode bedroht, einsam im Walde zurückgelassen und statt ihrer des Hofmarschalls Tochter dem betrogenen König untergeschoben. Die romanischen Quellen („Reali di Francia", VI, „Berte aus grans piés" etc.) lassen den Brauttausch viel raffinierter in der Hochzeitsnacht selbst stattfinden.

Tochter. Der Wunsch, die Mutter solle in der Küche schlafen müssen, bedeutet die Verbannung aus dem ehelichen Schlafgemach.

„Nun traf es sich einmal, daß ein Wanderer des Weges einherkam, die weinende Königin sah und sie anredete: ‚Gnädige Frau, was fehlt Euch, daß Ihr so bitterlich weint?‘ — Sie klagte ihm offen und frei ihr ganzes Leid und er gab ihr folgenden Rat: ‚Gnädige Frau, verfügt Euch am Karfreitag auf den Friedhof, grabt dort ein Grab auf, nehmt ein Totenbein, schabt das Bein ab und gebt das Abgeschabte am nächsten Morgen Eurer Tochter in den Kaffee und sie wird augenblicklich in gesegnete Umstände kommen.‘ — Die Königin befolgte genau des Wanderers Worte, und wirklich, die Tochter wurde schwanger.“

Wir wollen bei dieser Stelle, die in mannigfachster Hinsicht der Deutung bedarf, zunächst wieder an das soeben Gesagte anknüpfen. Der von der Mutter vollführte Zauber — ist Tochterwunsch in zweifacher Hinsicht. Denn erstens reinigt sie sich dadurch von dem Verdacht, als wünschte sie den Inzest mit dem Vater, — wird sie doch, sozusagen unschuldig, durch den Zauber der bösen Mutter dazu gezwungen. Zweitens erreicht sie dadurch die Charakteristik der Mutter, als der „bösen Mutter“, der „Zauberin“. — Hier liegt das Motiv noch unverdeckt vor, das in seiner weitergehenden Verarbeitung und Verdeckung aus der „bösen Mutter“ die „böse Stiefmutter“ gemacht hat. — Zum Totenzauber selbst ist zu sagen, daß das Totenbein, wie der Knochen überhaupt, allenthalben in Märchen und Mythos als Symbol des Phallus — (eines göttlichen oder väterlichen Phallus) — begegnet. Das „Abgeschabte im Kaffee“ hier (sonst häufig auch das „Spülwasser“), enthüllt sich der Analyse als Sperma-Symbol. Die Befruchtung durch den Genuß von Speise oder Trank, oder überhaupt irgendwie durch den Mund *(conceptio oralis)*, gehört in den Kreis der infantilen Sexualtheorien und findet sich demgemäß sehr häufig im Märchen.[1] Die „wunderbare Befruchtung“ geschieht gewöhnlich durch ein Penis-Symbol. So z. B. bei Grimm, K. H. M., Nr. 85 („Die Goldkinder“), durch einen (goldenen) Fisch, oder in den verschiedenen Versionen, die das Brüdermärchen (K. H. M., Nr. 60, „Die zwei Brüder“) einleiten (siehe Bolte-Polivka, Anm. zu Nr. 60), durch einen Wasserstrahl.[2] Die *conceptio oralis* und die damit verbundene

1) Noch ohne symbolische Verdeckung wird in der Osiris-Sage das Glied des Gottes selbst verschluckt, worauf Rank (Inzestmotiv, 314) hingewiesen hat: „Auf eine typische infantile Sexualtheorie weist es auch hin, wenn die zerstückelten Glieder, wie in der Osiris-Sage der Phallus, verschlungen werden, da nach infantiler Vorstellung die Befruchtung durch Essen erfolgt; meist von Früchten, welche die Fruchtbarkeit symbolisieren, in der Osiris-Sage durch Verschlucken des eigentlichen Befruchtungsorgans selbst.“ Und ferner Anm.: „Hier verbinden sich die Befruchtung symbolisierenden Verschlingungsmythen (. . . verschluckt . . . und wieder ausgespien . . .) mit dem Aussetzungsmythus, wo auch ein im Kästchen Verschlossener auf dem Wasser schwimmt und dann befreit wird.“ Diese Verbindung ist in unserem Märchen besonders deutlich.

2) Bolte-Polivka, Anm. zu Nr. 60, S. 529, teilen folgende Version mit: „Ein König hatte eine Tochter, welche die Mäuse verfolgen,“ [!] — (Penisangst, d. h. verdrängter und ins Gegenteil umgeschlagener Wunsch der Tochter; so erklärt sich wohl auch die hysterische Mäuse- und Rattenangst vieler Frauen) — „so daß er sie nicht anders zu retten weiß, als daß er einen Turm mitten in einem großen Fluß

„wunderbare Befruchtung" ist „typische Abwehr des Inzests mit dem Vater". (Rank, Inzestmotiv, 366.) Das an der zitierten Stelle von Rank besprochene kyprische Märchen ist für uns ganz besonders interessant, weil das Grundschema des doppelten Inzestes (Vater-Tochter, Sohn-Mutter) hier wie dort dasselbe ist. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß im kyprischen Märchen die Tochter durch den Genuß eines Apfels schwanger wird, den sie — ahnungslos — von einem Baum gepflückt hat, der dem Grabe des toten Vaters entwächst. Auch an das Motiv von der wunderbaren Befruchtung durch den toten Vater sei erinnert, wozu sich mehrere Märchen, in denen der Tote deutliche Vater-Imago ist, als Bestätigung ergeben.[1] Dies beweist uns wieder die richtige Deutung der Symbolik des Totenbeines als väterlichen Phallus. Der gesamte Märchen- wie Traummechanismus ist im Grunde immer Wunscherfüllung. Der Wunsch der Tochter im vorliegenden Fall ist es, vom Vater geschwängert zu werden. Was also aussieht wie eine böse Intrige der Mutter, ist nur Deckung für den eigenen Wunsch. Das hier angeschlagene Thema von der „wunderbaren Empfängnis" zwingt uns wegen seiner Bedeutsamkeit noch ein wenig dabei zu verweilen. Bekanntlich pflegt ältester und neuerer Mythus seine Helden und Religionsstifter aus „wunderbarer Empfängnis" entstehen zu lassen. — Der „Mythus von der wunderbaren Empfängnis" geht nun freilich, wie auch Rank meint, aus der schroffen und absoluten Ablehnung des Vaters von seiten des Helden hervor (auch in unserem Zusammenhang liegt diese Ursache vor), doch können wir nicht umhin, die Frage aufzuwerfen, ob die „wunderbare Empfängnis" nicht auch als verdrängter Inzestwunsch der Tochter determiniert ist? Im Märchen liegt gewöhnlich verdeckter Vater-Tochter-Inzest vor, wenn das Motiv der wunderbaren Empfängnis verwendet wird. (Vgl. das oben Gesagte und Anm. 2 auf S. 36.) Die Sage ist deutlicher. Man denke nur an die verschiedenen Stammsagen, an die Sagen von der Geburt der Stammesheroen! Dort erscheint die wunderbare Befruchtung noch als Befruchtung durch einen Gott. Der Gott ist aber die bedeutsamste Vater-Imago. (Vgl. Rank: „Mythus von der Geburt des Helden".) So erscheint z. B. Mars als Vater des Romulus usw. Eine Stufe weiter in der Verdeckung — und die Befruchtung geschieht nicht mehr durch den (Vater-) Gott in Person, sondern durch ein symbolisches Medium. (Zeus befruchtet Danae als goldener Regen.) In der ausgebildeten Jesus-Mythe geschieht die wunderbare Befruchtung ebenfalls durch den Gott-Vater, aber nicht in Person, sondern durch das Medium des Heiligen Geistes, der in Gestalt einer Taube (Vogel = Penissymbol) erscheint.

---

bauen und sie dorthin bringen läßt. Sie hat eine Dienerin bei sich und einmal, als sie zusammen in dem Turm sitzen, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein. Sie heißt die Dienerin ein Gefäß hinsetzen, welches sich füllt, worauf der Strahl aufhört. Beide trinken von dem Wasser und gebären danach zwei Söhne . . ."

1) So F. S. Krauß: „Sagen und Märchen der Südslaven", Nr. 34 („Stahlpascha": der tote Kaiser erscheint wieder als Gespenst, um sich seine Töchter zur Ehe zu holen); Nr. 70 („Die Spinnerin und der Tote": Der Tote stellt dem Mädchen ununterbrochen nach und raubt es schließlich dem Gatten; ähnlich „Der Vampir", ebendort.)

„Nach einigen Monaten merkten wohl die Leute des Fräuleins gesegnete Umstände und munkelten, der König sei der Vater des Kindes.“

Das „Munkeln“ — will der manifeste Märchentext glauben machen, sei böswillige Verleumdung. Der latente Sinn des Märchens, als eines Erzeugnisses des wirkenden Volksgeistes, der nicht, wie man wohl zu sagen pflegt, das Gesamtbewußtsein, sondern vielmehr das Gesamtunbewußte darstellt, verrät die Berechtigung dieses „Munkelns“. *Vox populi, vox dei!*

„Der König schämte sich nicht wenig, daß sich ein solches Gerücht unter den Leuten verbreitete und ließ auf einem Schiffe am Meere ein kleines Häuschen erbauen, das auf dem Meere schwimmen konnte.“

Diese Schilderung ist besonders interessant, weil wir Schuldbewußtsein und Verdrängung förmlich an der psychischen Arbeit sehen. Der Ausdruck „Gerücht“, wie oben „Munkeln“, entspringt der Verdrängung. Dadurch soll die Unschuld des Königs betont werden. Seine Handlungsweise entspringt dem Schuldbewußtsein und bezeugt daher seine Schuld.

Das schwimmende Häuschen auf dem Meer gehört zu den bekannten Mutterleibssymbolen, denen wir in den Aussetzungsmythen regelmäßig begegnen,[1] ebenso die große Flut oder das Meer als Symbol für das Geburtswasser. Hiemit ist die Vorgeschichte beendet. Wir erkennen das Schema. Es ist die typische Vorgeschichte von der wunderbaren Geburt eines Helden. Die typische Aussetzung, die in der Mehrzahl der Fälle erst unmittelbar nach der Geburt vorgenommen zu werden pflegt, geschieht hier schon vor dieser. Der noch ungeborene Held wird gemeinsam mit der Mutter, also noch im Mutterleibe, ausgesetzt. Der manifeste Grund hier ist also: dem Gemunkel zu entgehen. Der latente: die Furcht vor dem — noch ungeborenen — Sohn.[2]

---

1) Vgl. die Arche, das Kästchen in dem Moses, das Körbchen in dem Romulus ausgesetzt wird. Vgl. hiezu und zum Folgenden, Rank: „Mythus von der Geburt des Helden“, 2. Aufl., S. 70: „Die Aussetzung im Wasser symbolisiert die Geburt . . . bezeichnet den Geburtsvorgang, allerdings in der Darstellung durch sein Gegenteil.“

2) Die gemeinsame Aussetzung mit der Mutter findet sich auch in der Telephos-Sage. Vgl. Rank: „Mythus von der Geburt des Helden“, S. 22, Anm.: „Bei Euripides, von dem die Tragödien ‚Auge‘ und ‚Telephos‘ existieren, ließ Aleos Mutter und Kind in einem Kasten ins Meer werfen.“ — Auch die Perseus-Sage gehört in diesen Kreis. (Vgl. Rank: Mythus, S. 22 f.) Danae, Tochter des Akrisios, gebiert den Perseus von Zeus. Beachtenswert ist, daß Pindar und andere behaupten, Danae sei nicht von Zeus, sondern vom Bruder ihres Vaters (!) geschwängert worden. Der König läßt Mutter und Kind in einem Kasten ins Meer werfen. Perseus wird aber gerettet und tötet später — zufällig — seinen (Groß-) Vater Akrisios. — Der Symbolik der Aussetzung (Entbindung eines Kindes aus dem Fruchtwasser wird mittels der Umkehrung, als Eintritt des Kindes ins Wasser dargestellt) liegt der Wunsch zugrunde, das — wie in unserem und den parallelen Fällen — einem Inzest entstammende Kind solle lieber nicht geboren werden. Zurück ins Wasser bedeutet soviel, wie zurück in den Mutterleib. Vgl. Rank: Inzestmotiv, S. 388: „Die Aussetzung erfolgt, als der unbewußt vollzogene Inzest entdeckt wird, oder die Kinder aus dem bewußten Inzest beseitigt werden sollen. — So wird Rhoio, die

Im folgenden Text, der erzählt, wie die Tochter das Häuschen auf dem Meer bemerkt, sogleich hineingehen will (sexuelle Neugier!), und der Vater sie, mit den nötigen Speisen versehen, einsperrt, ist nur die Schilderung der Gemütsverfassung der Getrennten interessant:

„Wo er ging und stand, weinte er und grämte sich um die Tochter ab. Die Tochter konnte sich auch nicht trösten und war stets traurig."

Dies ist — im Sinne des künstlerischen Aufbaues — wichtig: Am Ende der Vorgeschichte, eine Wiederaufnahme des Liebesmotivs. Vater und Tochter benehmen sich wie ein getrenntes Liebespaar. — Wir kommen nun zum zweiten Abschnitt: Zur Geschichte von Mutter und Sohn. Zunächst, der wunderbaren Befruchtung entsprechend, eine wunderbare Geburt:

„Nachdem sie längere Zeit in ihrem Häuschen auf dem Meere herumgeirrt, gebar sie einen ganz buntgefleckten Knaben, der, kaum aus dem Mutterleibe draußen, herumzulaufen anfing."

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit vorerst dem eigentümlichen Attribut zu, das dem Knaben beigelegt ist. „Bunt gefleckt." Nicht nur an dieser Stelle, sondern auch in Fassungen, wo etwa ein Tier gefleckt erscheint, vermutet und sucht der Psychologe mit Recht einen tieferen Sinn. Was hat nun dieses „bunt gefleckt" zu bedeuten? Die Frage wird sich klären, wenn wir Beispiele anführen, bei denen wir solche oder ähnliche Merkmale vorfinden. Es handelt sich hier überall um die nicht einheitliche Körperhülle. Die Volkssprache würde unseren bunt gefleckten Knaben wahrscheinlich „scheckig" nennen. Sprachhistorische Betrachtung lehrt ferner, daß den Wörtern „gefleckt" und „geflickt" dieselbe Bedeutung zugrunde liegt. Für den später erfolgenden Hinweis auf die Rolands-Sage ist diese Tatsache von besonders großer Bedeutung. Aber auch psychologisch sind die beiden Begriffe identisch, d. h. sie haben denselben latenten Inhalt. Bei Grimm, K. H. M. II, Nr. 163 („Der gläserne Sarg"), ergibt die Deutung ein inzestuöses Bruder-Schwester-Verhältnis. Der Bruder erscheint in zweifacher Gestalt, als Hirsch und als Männchen, „das ein von buntfarbigen Lappen zusammengesetztes Kleid" anhat.[1] Auch das vielfältig zusammengeflickte Haarkleid Allerleirauhs (K. H. M. I, 65) gehört in diesen Zusammenhang. „Allerleirauh" ist bekanntlich eines von jenen Märchen, die einer verhältnismäßig geringen „Zensur" unterlagen und daher das Inzest-

---

Mutter des Aino, von ihrem Vater schwanger, in einen Kasten gesteckt und ins Wasser geworfen." — Um noch einen Grund zur Analyse der Aussetzung beizubringen, verweisen wir auf das Zitat eines Traumes bei Rank (Mythus, S. 96), zu dessen Deutung gesagt wird: „Dazu kommt die gleichfalls typische Auffassung der Gravidität als infektiöse Krankheit." — Schwerkranke — bei denen Ansteckungsgefahr besteht, werden von den übrigen Menschen abgesondert, — ausgesetzt. (Vgl. die Wörter Aussatz, Aussätziger usw.) — Auch dieser Grund mag in primitiven Zeiten für die Aussetzung einer Schwangeren ausschlaggebend gewesen sein.

1) Auch im Märchen von „Brüderchen und Schwesterchen", Grimm, K. H. M. I, 11, handelt es sich um Geschwisterinzest. Das Brüderchen wird dort in ein Reh verwandelt. In den zahlreichen Parallelfassungen bei Bolte-Polivka I, Nr. 11, S. 86 ff., wird der Bruder deutlicher in ein Sexualtier umgewandelt: Vogel, Ziegenbock, Hirsch, Stier.

verhältnis (Vater-Tochter-Inzest) ziemlich unverdrängt zur Schau trägt. — Auch der Mythus kennt das Motiv des „Gefleckten“.[1] Die Völsunga-Saga läßt Odin einmal von geflecktem Mantel umwallt erscheinen, und zwar in einer Situation, deren tiefere Deutung wieder den latenten Vater-Tochter-Inzest erkennen läßt.[2] Ein Zug, der um so auffallender ist, als die Sage Odin gewöhnlich einen einfärbig dunklen Mantel tragen läßt. Warum also just hier dieses Abweichen von der Tradition? Wir meinen aus den angeführten Beispielen — die sich aus dem Gesamtmaterial der Mythen und Märchen der Weltliteratur natürlich noch entsprechend vermehren ließen — bereits erkannt zu haben, was das Symbol des Scheckigen, Gefleckten, Geflickten usw. bedeute. Es weist immer auf einen Inzest hin. Es ist das optisches Symbol für den Inzestwunsch dessen, der als scheckig, gefleckt usw. erscheint, oder das Kennzeichen einer Inzestfrucht — wie in unserem Fall. Eine Abschwächung des Motivs ist es bereits, wenn sich die Befleckung nicht über den ganzen Körper erstreckt, sondern nur auf einzelne Teile (gewöhnlich Genitalsymbole: Hand, Finger; oder symbolische Gegenstände: Ei, Schlüssel usw.). Diese Befleckung wurde bereits zur symbolischen Strafe und ist als solche mit Angstaffekten behaftet. (Blutflecken, die man nicht mehr entfernen kann! Grimm, K. H. M. I, 3 [Marienkind], I, 46 [Fitchers Vogel], Perrault „La barbe bleue“, Lady Macbeth usw.) Diesen Teil des Motivs hat O. Rank bereits in seinem Werk „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“ (S. 262, Anmerkung) besprochen und als Onanieangst gedeutet.

Da aber Onanieangst, wie Kastrationsangst aus dem Inzestkomplex abzuleiten sind, können wir endgültig folgende Wurzeln für das Motiv des Geflecktseins oder der Befleckung anführen: *1)* Inzestwunsch; *2)* symbolische Manifestation des vollzogenen Inzests; *a)* an der Frucht, *b)* am eigenen Leib. In letzterem Fall bedeutet die Befleckung (gewöhnlich mit Blut) nicht nur Manifestation, sondern zugleich auch: *3)* Inzeststrafe (Kastration).

Hier wollen wir einen sprachpsychologischen Versuch einschalten, zumal das Auszuführende nur eine notwendige Ergänzung des angeschlagenen Themas ist. Wir werden die Doppelbedeutung des Verbums „beflecken“ und der übrigen Worte vom selben Stamm einer historisch-psychologischen Untersuchung unterziehen und hoffen daraus die Aufklärung zu gewinnen, wie dasselbe Symptom des Geflecktseins sowohl als Symbol für einen — moralisch nicht gewerteten — Inzestwunsch, als auch als Symbol für die Inzeststrafe stehen kann. Mit anderen Worten — wie kommen die Wörter vom Stamme *„plek“* zu ihrer übertragenen, moralischen Bedeutung? Ein Bedeutungswandel, der nicht auf das Deutsche beschränkt ist, sondern allenthalben im Indo-

1) Der ägyptische Apis, Stier mit gefleckter Stirn, Tier-Gott der sexuellen Erregung.

2) Vgl. „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler“, Bd. 9. „Die prosaische Edda“, herausgegeben von E. Wilken, S. 153, Völsunga-Saga, III. Kap.: „. . . *maðr einn gekk in i hǫllina; sa maðr er mǫnnum ókunnr at syn; sja maðr . . . hefir heklu flekkota yfir sér . . .*“

germanischen nachzuweisen ist. Die zugrunde liegende indogermanische Wurzel, in ihrem Ablautsverhältnis ist: *plêk* — *plôk.* — Die Grundbedeutung der zu diesem Stamm gehörigen Wörter ist durchwegs eine sexuelle, mit starker Betonung des sadistischen Elementes. Es ist ein Beweis für den „Gegensinn der Urworte", für die ursprüngliche Einheit von Liebe und Haß, wenn wir, als zum selben Stamm gehörig, einerseits griechisch: πλήσσω (schlagen), πληγή, lateinisch *plaga (plango)* ansetzen müssen, ferner eine germanische Wurzel: *flêk* (abreißen, Haut abziehen), altnordisch: *fletta* (entkleiden), littauisch: *plėszti* (reißen, zausen), woraus man noch die sadistische Urbedeutung entnehmen kann, zumal wenn anderseits ergänzend ein griechisches πλίγμα, πλίξ (Spreizen der Beine), πλιχάς *(interfemininum)* hinzutritt. Sexuelle Bedeutung besitzt gleichfalls der verwandte Stamm: *plo*, *plquo* (Körperhaar — ursprünglich Schamhaar), hiezu griechisch πυλίγγες, (lateinisch *pilus*). Die Grundbedeutung *coire* liegt wohl in dem germanischen *plagian* (sich schnell bewegen, spielen, tanzen; englisch *play*) vor. Dazu *faltan* (schlagen, stoßen), Falz, Balz (Begattung der Waldvögel). Zu den Verben πλήσσειν, *plagian* (an deren Grundbedeutung als Ausdruck für die sadistisch-sexuelle Tätigkeit wir festhalten wollen), stellen wir zwei Reihen von Substantiven, von denen wir annehmen, daß sie ursprünglich das männliche und weibliche Genitale bedeuteten. Denn einerseits wäre hier ein germanischer Stamm: *plehto* (keilförmiges Stück) anzuführen, wozu *plegga*, *plugga* (Pflock, Nagel usw.) und schließlich auch *plogu* (Pflug — ursprünglich: Keil) gehört. Zumal in letzterem Fall ist die phallische Bedeutung (des Pfluges) bis in späte Kulturzeiten bewahrt worden. Einem germanischen *plagila* entspricht das deutsche „Flegel", das das Grimmsche Wörterbuch in der Bedeutung von *penis* zitiert.[1]

Das Wort Flegel hat übrigens die ursprüngliche Doppelbedeutung behalten, da es sowohl *penis*, als auch — und zwar in seiner gewöhnlicheren Bedeutung — einen „groben Flegel" bedeutet, was noch das sadistische Element durchschimmern läßt. Ebenso sprechen wir von „Flegeljahren" als den rohen Pubertätsjahren. — Anderseits gehört zur Bedeutung von πλήσσειν (breit schlagen) das Substantiv πλάξ (das Breitgeschlagene, die Fläche), und entsprechend altnordisch: *flekkr;* althochdeutsch: *flecco*, *flech;* mittelhochdeutsch: *vlec(e);* neuhochdeutsch: *Fleck.* — Halten wir dazu altnordisch: *flaka* (sich öffnen), *flak* (Scheibe), *flikja* (gähnen, klaffen, sich öffnen), *flik* (Zipfel), *flikkia* (Speckseite), *flaiki* (eigentlich: abgeschlitztes Stück, Fleischlappen, Fleisch), lettisch: *plade* (Mutterkuchen, *placenta*), so erhellt daraus die ursprüngliche Bedeutung: weibliches Genitale. Eine Verschiebung liegt vor, wenn nun als „Fleck" dialektisch die Schürze der Frau bezeichnet wird. Die Bedeutung: „Fetzen, Fleisch" ist erhalten in „Kuttelfleck". „Flecken" in der Bedeutung „Aufschneiden, Prahlen"

1) J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, Artikel „Flegel". „. . . und kan ich nit treschen mit dem flegel so sol man mich beschenden vor allen frauen." „mein flegel sol nit in deiner scheunen treschen". Zu den zitierten Wortstämmen vergleiche die entsprechenden Artikel bei A. Fick: „Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen."

ist in dieser Bedeutung nur zu erklären, wenn man als Grundbedeutung *coire* annimmt, mit dem Nebensinn des kraftvollen Selbstbewußtseins. Die ältere Sprache verwendet, wie man aus dem Grimmschen Wörterbuch ersehen kann: beflecken = flicken (etwa: einen Schuh beflecken). Wir müssen also für die Verba flecken, beflecken, flicken, als Grundbedeutung: *coire* annehmen, zumal das Sadistische in der Redensart: „einem die Haut, das Fell, den Hintern flicken, am Zeuge flicken" noch durchschimmert, während bayrisch-österreichisch: „einen flicken" soviel bedeutet wie „mit einem Kameradschaft, Umgang haben". Außerdem gehört zu unserer Wurzelgruppe noch die Wurzel: „*pluk*", die unserem „Fliegen" zugrunde liegt (gotisch: *fliugan*), dessen sexualsymbolische Bedeutung bekannt ist. „Flicken" ist überdies verwandt mit „Ficken" (vom Stamme: *fih*, dazu griechisch: ποικίλος, bunt gefleckt); germanisch: *fehjan* (bunt machen, beflecken). — Wir halten demnach die sexuelle Urbedeutung von „flicken, beflecken" (= *coire*) und „*Fleck, Flick*" (Genitale) für erwiesen. Diese reale Urbedeutung unterlag der Verdrängung und verflüchtigte sich zum Symbol. Seine Herkunft verrät dieses Symbol noch in der Geschichte von den gefleckten Schafen Jakobs (I, Mos. 30, 28 ff.). Das Gefleckte erscheint als Zeichen besonderer Geilheit, sexueller Überkraft und schließlich physischer Kraft überhaupt. Außerdem ist dort das Gefleckte ein Symbol wunderbarer Befruchtung. (Die Schafe werden an geschälten [gefleckten] Stäben brünstig. I, 30, 37—39.) Das gefleckte Tier betont also die Sexualkraft des Tieres, die sexuelle Übergewalt gegenüber dem Menschen. Wenn man sich die Tierzeichnungen der Primitiven ansieht, wird es auffallen, wie sehr das Scheckige, Gefleckte betont wird.[1]

Aber nicht nur die größere Sexualkraft hat das Tier vor dem Menschen voraus — es genießt außerdem den heiß beneideten Vorzug, keine Inzestschranke anerkennen zu müssen. So finden die latenten Inzestwünsche ihren Ausweg im symbolischen Ausdruck der Identifizierung mit dem Tier. — Allerleirauh z. B. bezeugt durch ihr tierisches Fellkleid den Wunsch, ihrem inzestuösen Drang nachgeben zu dürfen — wie die Tiere des Waldes, denen sie sich angleicht.[2]

Wir glauben die Symbolisierung des Inzestwunsches durch das Scheckige, Fleckige usw. bereits ausreichend erklärt zu haben und wenden uns der Aufdeckung jenes psychischen Mechanismus zu, der aus dem Fleck, dem Zeichen sexueller Überkraft, also etwas Auszeichnendem, jedenfalls nichts Herabsetzendem — den Schandfleck machte. Auch diesen Vorgang deuten wir am besten an

1) Siehe Reinhard Piper: Das Tier in der Kunst. München 1922. Abb. 6: Rinderraub — Buschmann-Zeichnung. Von dreizehn Rindern sind nur zwei ungefleckt. Abb. 41: (Zwei Pferde; chinesisch.) Naturalistische Darstellung ist gewiß nicht der einzige Grund.

2) Zu der von Rank (Inzestmotiv, S. 394) ausgesprochenen Meinung: „. . . in diesem Märchen wird der . . . Inzest . . . ermöglicht, indem die Tochter ihr Gesicht entstellt, so daß sie vom Vater nicht erkannt wird . . ." stellt unsere Ansicht nur eine Überdeterminierung dar.

Hand der biblischen Erzählung vom ersten Schandfleck: dem Kainszeichen. Daß die eigentliche Sünde Kains der Inzestwunsch ist und der Brudermord nur dessen Folge, ist freilich aus dem manifesten Bibeltext, dem Resultat strenger Verdrängungsarbeit, nicht mehr zu ersehen. Aber es ist kein Zufall, daß fast jede höher zu wertende dichterische Gestaltung des Stoffes (Byron, Wildgans) als tiefste Triebkraft in Kain die latente Inzestgier hinstellt. Auch läßt sich die ursprüngliche Wahrheit indirekt aus der Bibel selbst rekonstruieren. Der Paradiesesmythus ist schon als dem Inzestkomplex entwachsen gedeutet worden. Kain handelt nun an Adam, wie jener einst gegen Gott-Vater. Auch daß Kain ein Ackerbauer ist (also: „die mütterliche Erde" — μητρῴαν ἄρουραν [Ödip. Tyr. 1256 f.] bebaut), hat symbolische Bedeutung. Das Zeichen, das Gott Kain aufdrückt, wird freilich rationell erklärt und soll Gottes Milde anzeigen. (I, 4—15 „Und der Ewige setzte Kain ein Zeichen, daß ihn nicht erschlage, wer ihn fände.") Aber fortan ist Kain durch das Mal allen Menschen gekennzeichnet. Dieses Mal — gemäß der Überlieferung: ein Fleck auf der Stirne — fordert unsere Aufmerksamkeit. Durch den Fleck ist der inzestuöse Kain als der Sünder gekennzeichnet, der sich wider das Gebot des sexuellen Tabu vergeht. Der Fleck verrät den Sünder auf dem Gebiet des Sexuellen, d. h. denjenigen, der die Ursünde begeht, sich gegen das Urverbot der Inzestschranke aufzulehnen. Was das Ziel seiner frevelhaften Wünsche ist, das mütterliche Genitale, was sein Begehren und Vorstellen innerlich erfüllt, wird — zur Strafe — symbolisch nach außen projiziert. Diese schmachvolle Kennzeichnung durch den Fleck wird infolge der immer strenger werdenden Inzestverbote und der immer mächtiger werdenden Verdrängung mit den moralischen Gefühlen des Abscheus und der Verachtung belegt — und wir haben den psychischen Ursprung des „Schandflecks" gefunden. Wie schon erwähnt, kennt das Märchen dasselbe Symbol: Blutfleck, der nicht mehr abzuwaschen (reinzuwaschen), gleichzeitig Verbrechen und Strafe anzeigend. Von hier geht der Weg zum Verständnis des weitverbreiteten Motivs der Tierverwandlung oder des Geflecktseins, Schwarzseins (K. H. M. II, 121, 137) als Strafe und Verwünschung. Hiezu war aber bereits eine lange, zeitliche Entwicklung notwendig. Eine Zeit, die schon so viel moralische Kultur entwickelt hat, das Inzestverbot als oberstes Gesetz aufrechtzuhalten, fühlt sich durch diese Moral über das Tier erhaben; zugleich ist ihr der Mensch schon so sehr das Maß aller Dinge geworden, daß sie, wie moralisch nun auch ästhetisch wertend, das (einst verehrte und beneidete) Tier im Vergleich zum Menschen häßlich findet. Daher wird die Tierverwandlung oder auch nur die Annäherung an eine solche — zur Strafe.

Wir weisen gleich hier auf diejenige Parallele zu unserem Märchen hin, deren Wichtigkeit uns hauptsächlich bestimmte, dieses Märchen, in dem wir eine Vorstufe der Parallelgestaltung erkannten, zu besprechen. In dieser komplizierteren Parallelgestaltung sind die angeborenen Flecken freilich bereits zu Flicken der Kleidung geworden. — Wir meinen den Sagenkreis, der sich um Roland gebildet hat. Uhland (der Forscher romanischer Sagenkreise) hat in zwei seiner bekanntesten Balladen („Klein Roland" und „Roland Schildträger")

den Roland-Stoff behandelt. Uhlands Quelle sind die spanischen „Noches de Jnuierno“ (Winternächte) des Antonio de Esclava (1609), die ihm in einer deutschen Übersetzung des Mathias Drummer von Papenbach (Nürnberg 1713) vorlagen. Diese „Noches“ stimmen mit der literarischen Hauptquelle, die die Roland-Sage im Zusammenhang behandelt, nämlich den „Reali de Francia“ überein. — Wir zitieren nun diejenigen Stellen der Uhlandschen Ballade „Klein Roland“, die von den Flicken des Gewandes sprechen, Flicken — die, wie wir behaupteten, der Verdrängungsrest angeborener Flecken (Inzestzeichen) sind:

V. 36 f. „Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt . . .“

V. 83 ff. „Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

Man beachte, daß Roland hier den Spott wegen des vielfach geflickten Gewandes zum Triumphzeichen seiner Stärke zu wenden weiß. — Wenn in der Roland-Sage eine Parallelgestaltung zu unserem Märchen vorliegt, wäre es interessant aufzuzeigen, daß auch Roland, wie der „Sohn der Königstochter“ einem Vater-Tochter-Inzest entstammt. Man muß freilich bedenken, daß die Sage verhältnismäßig spät entstanden ist und daher die ursprünglichen Motive nur mehr sehr verdeckt erkennen lassen wird. Nach den „Reali de Francia“ ist Bertha die Schwester Karls des Großen und wird von Milon von Anglante verführt. Der erzürnte König verurteilt Bertha zum Tode. Sie entflieht aber mit dem Verführer nach Italien und gebiert in einer wüsten Felsschlucht bei Siena einen Sohn — Roland. Nun erscheint aber Karl der Große noch ein andermal in derselben Rolle — und wir halten dieses andere Mal, da es einer älteren Sage zugrunde liegt, für ursprünglicher. Eine schon im frühen Mittelalter verbreitete Sage war die von der Liebe Emmas, der Tochter Karls des Großen, zu dessen gelehrtem Geschichtsschreiber Eginhard. (Siehe: Dahl, „Über Eginhard und Emma.“ Darmstadt 1817.) Auch dort erscheint Karl als der zürnende, dann aber verzeihende König — und Vater! Aber es ist gar nicht nötig anzunehmen, daß diese Fassung auf die Bertha-Milon-Geschichte erst übertragen werden mußte. Als König erscheint Karl Bertha gegenüber ohnehin in Vaterrolle. Wir hätten also die typische Sagenfassung des Königs, der seine Tochter eifersüchtig bewacht und keinem Bewerber gönnt, auch in der Karl-Bertha-Sage zu sehen. Dies ist indes noch kein Inzest, und Roland ist nach der Sage: Milons, nicht Karls Sohn. Freilich, wenn man sich der bevorzugten Stellung erinnert, die Roland unter den Helden der Tafelrunde König Karls einnimmt, der väterlichen Sorgfalt und Liebe, die Karl seinem Neffen Roland angedeihen läßt — so könnte man doch wieder vermuten, daß hier ein Vater-Sohn-Verhältnis vorliegt. Wir werden im folgenden noch einige, nicht unbedeutsame Beweise für die Richtigkeit dieser Ansicht erbringen.

„Sie war nun wieder sehr traurig, weil sie für ihren Sohn keinen Paten hatte. Der Knabe aber sagte zu ihr, als er sie fortwährend so niedergeschlagen sah: ‚Lieb Mütterchen, ich brauche keinen Paten; ich habe genug Paten an diesen Flecken am ganzen Körper.' Sprach die Mutter: ‚Auch gut, wenn nur dir's recht ist.'"

Die Trauer der Mutter hat ihren wahren Grund in der illegitimen Heimlichkeit, der inzestuösen Abstammung ihres Sohnes. Der „Pate" ist hier umschreibendes Symbol für den „Pater". Der Vater ist nicht hier, um sein Kind anzuerkennen! — Das ist der wahre Grund ihrer Trauer. Daß „Pate" hier wirklich „Vater" bedeutet, wird man um so eher einsehen, wenn man sich der Bedeutung der geistigen Verwandtschaft erinnert, die die Kirche der Patenschaft zuschrieb. Aus dieser Verwandtschaft erklären sich auch die Bezeichnungen der Paten in der Kirchensprache als *propatres, compatres* — was am besten als „Vaterersatz" zu übersetzen ist, womit man auch die tiefste Bedeutung der Patenschaft aufgedeckt hat. Die Kirche selbst hat in konsequenter Durchführung dieser Patenschaft als Vaterersatz das Patenverhältnis zum Ehehindernis gemacht. Erst die Welle der Reformation beseitigte dieses Verbot. Dementsprechend wird die *a priori* vorhandene Haßeinstellung des Knaben gegen den fiktiven „Paten" klar. Es ist die typische, radikale Vaterablehnung des Helden. Er wurde, mit Ausschaltung des Vaters — auf wunderbare Weise gezeugt (Totenknochen) — er kommt vollkommen selbständig zur Welt, er kann sofort herumlaufen und sprechen. — Welcher Zusammenhang besteht aber zwischen dem „Paten" und den „Flecken am ganzen Körper"? — Rank meint (Mythus von der Geburt des Helden, S. 144), daß die Körperfehler gewisser Helden (Ödipus, Hephaistos) vom Helden selbst als Schuld des Vaters dargestellt werden, um eine Rechtfertigung für ihre feindliche Einstellung zu haben.[1] — Auch in unserem Fall werden die „Flecken" als Schuld des Vaters empfunden, denn sie sind — nach den Ergebnissen unserer Analyse — die brandmarkenden Kennzeichen der Inzestfrucht. Der Vater hat also die Schuld an den entstellenden Körperfehlern und darum haßt der Knabe diesen Vater von allem Anfang an. „Ich habe genug Paten an diesen Flecken", heißt also aus der Traum-Märchensprache in die Sprache des Bewußtseins übertragen: „Ich habe schon genug von dem Vater, der mich so schimpflich gefleckt = befleckt hat. Ich brauche ihn nicht." Wir sehen uns damit wieder bei dem Thema von der „Beflecktheit" angelangt und müssen noch eine letzte Ergänzung dazustellen. Wir haben oben behauptet, die „Geflecktheit" bedeute sowohl Brandmarkung der Inzestfrucht, als auch Kennzeichen der Inzestlüsternheit. Im Falle des Helden unserer Erzählung trifft beides zu — denn wie gewöhnlich in jenen Erzählungen, die den Inzest mehrerer Generationen aneinanderreihen, ist auch hier der Inzestgezeugte selbst ein Inzestlüsterner.[2] —

1) Sehr sublimiert ist das Motiv auch in Ibsens „Klein Eyolf" zu erkennen. Deutlicher in den „Gespenstern". — Das Motiv vom vielfarb geflickten Kleid, als brandmarkende Schmach, liegt dem bunten Narrenkleid zugrunde. (Vgl. auch den „Judenfleck".)

2) Rank: Inzestmotiv, 357 „. . . Die Sucht nach Verstärkung der sündhaften Greuel läßt den ersten Inzest zwischen Vater und Tochter geschehen, so daß die

Wir haben die Ansicht Ranks, derzufolge die Berußung (Aschenbrödel), Entstellung (Grimms Deutsche Sagen, Nr. 181, Sage vom Hülfenberg usw.),[1] Tierbehaarung (Allerleirauh) die geeignete Verstellung sei, um mit Umgehung der Inzestscheu den abgelehnten Inzest dennoch durchzusetzen, nur dahin zu erweitern, daß diese Motive — besonders das Motiv der Befleckung — zugleich auch die Selbstbestrafung anzeigen, da sie als Brandmarkung aufzufassen sind. Diese Entstellungen dienen dem — oder meist der — Inzestlüsternen angeblich: um dem Inzest zu entgehen — wirklich: um ihn durchzusetzen — aber zugleich auch als Kennzeichnung der begangenen Sünde. Die Kennzeichnung kann — wie in unserem Fall — auf die Inzestfrucht übertragen werden.[2]

„Nachdem sie lange Zeit auf dem Meere geschifft, bekamen sie Land in Sicht. Der Knabe sah zum Fenster hinaus und erblickte jemand, der in weiter Ferne in einer Kutsche fuhr. ‚Mütterchen!' rief er aus, schau mal, es führen Leute auf einem Wagen einen Hühnerschlag!' ‚Das ist ja kein Hühnerschlag,' erwiderte die Mutter, ‚sondern eine Kutsche, in welcher der König den Mähern das Essen bringt.' ... Der Knabe beschließt, durchs Fenster hinauszuschlüpfen und dem König die Speisen wegzunehmen — obwohl sie sich auf dem Meer befinden. Er springt ans Ufer, läuft der Kutsche nach, ‚raffte alles Eßwerk zusammen und kehrte zum Schiff ans Gestade zurück'."

Dieses Verwechseln der Kutsche mit einem Hühnerschlag sieht aus wie eine lächerliche Dummheit. Im Grunde ist es aber eine gehässige Degradierung, eine Beschimpfung des Vaters — unter der Maske naiver Dummheit. Wir berühren damit das große Gebiet des Dummstellens der Märchen- und Sagenhelden (Brutus, Hamlet, Parzifal). Rank hat bereits (Inzestmotiv, 261) das Dummstellen, erwachsen aus dem Forschungsverbot gegen die kindliche Sexualneugierde dargestellt: „... das spezifische Merkmal dieser Dummheit,

---

Mutter zugleich die Schwester ist, also ein doppelter Inzest mit ein und derselben Person verübt wird." (Zum Beispiel Historia Albani martyris, Hauptmonatsbericht der Akademie zu Berlin 1860, S. 141 ff., und Legende von Sanctus Julianus Hospitator in „Gesta Romanorum" [häufiges Motiv der Dichtung: Lope de Vega, Flaubert].)

1) Eine ganz ähnliche Legende findet sich auf einem der vielen alten Votivbilder der Wiltener Pfarrkirche (bei Innsbruck). Ein König will seine Tochter zur Heirat zwingen. Sie aber hat sich dem Heiland gelobt. In ihrer Bedrängnis ruft sie zu Gott und der Heiland verändert ihr schönes Gesicht, indem er ihre Züge vollkommen seinen eigenen angleicht, während doch der übrige Körper mädchenhaft bleibt. (Das Bild stellt ein Mädchen mit Christusgesicht dar.) Der erzürnte Vater läßt die ungehorsame Tochter, wie Christus, kreuzigen.

2) Das „mißgestaltete Kind" ist ein eigenes Kapitel der Märchenforschung. (Vgl. Grimm, K. H. M., Nr. 108, „Hans, mein Igel".) Häufig erscheint das Neugeborene in Träumen weiblicher Personen als Tier dargestellt. (Siehe Rank: „Mythus von der Geburt des Helden", III, S. 90 ff., Zitat nach Abraham (Traum und Mythus, S. 22 ff., „Ich hebe also eine Klappe im Fußboden auf, sogleich erscheint ein in einem bräunlichen Pelz gekleidetes Geschöpf ... Es wirft den Pelz ab und entpuppt sich als mein Bruder ...") Die Häßlichkeit des unmittelbar Neugeborenen hat wohl diese Tierassoziation hervorgerufen. — Übrigens wäre im vorliegenden Fall auch die Möglichkeit unbewußter Inzestwünsche zu erwägen: „Bruder ..., dem die Träumerin mütterliche Gefühle entgegenbrachte ..."

die sexuelle Unwissenheit des Kindes . . . wozu auch die Verstellung am besten paßt; denn das Kind stellt sich eigentlich immer dumm, es weiß viel mehr, als man ihm gewöhnlich zutraut." Zugleich ist der besprochene Fall ein Beispiel, wie die Dummheit als notwendige Larve dient, unter deren Schutz die Auflehnung gegen den Vater, die durch das Forschungsverbot nur immer neue Nahrung erhält, in Beschimpfungen des Vaters entladen werden kann. (Künstlerische Verwertung dieses Motivs im Shakespeareschen Hamlet.)

Das Motiv vom weggenommenen Essen gehört nun wieder in den Kreis der Roland-Sage. Wir werden sehen, wie sich das Motiv bis zur Wegnahme der Speisen von des Königs Tisch steigert. Die gewöhnliche Märchenfassung, wo es sich um „Hungernlassen" handelt, ist die, daß der Vater oder Vater-Imago (etwa Wirt) dem Helden keine Speise vergönnt. Die hier vorliegende Komposition erklärt sich aus der Vergeltungslust, denn hier nimmt eben der Sohn dem Vater das „Essen" weg. Zugleich vollführt er diese Heldentat für die Mutter — und gegen den Vater. Er ist also Rächer der Mutter am treulosen Vater, und zugleich maßt er sich als Ernährer, Erhalter der Mutter, selbst die Vaterrolle an. — Vergleichen wir die Situation mit der Roland-Sage: Dort wird erzählt, daß Milon, der zunächst die Seinen von seiner Hände Arbeit ernährt, eines Tages in einem Bach versinkt, worauf der vierjährige Roland fortab Ernährer und Erhalter seiner Mutter wird.

„Nachdem sie wieder eine Weile auf dem Meere gefahren, erblickte der Knabe ein großes Schloß und sprach zur Mutter: ‚Schau, Mutter, dort die ungeheuer große Hühnersteige.' — ‚Das ist, mein Kind, keine Hühnersteige,' antwortete sie, ‚sondern ein verwunschenes Schloß mit zwölf Zimmern und in jedem Zimmer ist ein Teufel.'"

Man beachte, daß der Märchenheld, obwohl er bereits an Land gegangen war, doch wieder auf das Meer zurückkehrt. Auch die Mutter — obwohl das Schiff schon am Gestade lag — betritt das Ufer nicht. Es liegt hier eben wieder der Wunsch zugrunde, die Zeit des „Schwimmens auf dem Meer", des Vereintseins mit der Mutter — die Zeit des Fötalzustandes möge nicht zu rasch beendet sein. — Die Verwechslung von Schloß und Hühnersteige geschieht wieder der Tendenz des Dummheitsmotivs zulieb. — Zur Deutung des Motivs vom verwunschenen Schloß nur soviel: Schloß (wie Haus) ist Weib-, Muttersymbol. Das „verwunschene Schloß" befindet sich in der Macht eines Unholdes (Vater-Imago; meist Doublierung). Der Held besiegt, vertreibt den Unhold und erlöst das Schloß, wobei überdies als zweite Mutter-Imago meist die zugleich mit dem Schloß erlöste, verwunschene Prinzessin erscheint — die er in Erfüllung seines Inzestwunsches — heiratet. Hier ist der Sohn ohnehin mit der Mutter vereint — also fehlt das Motiv der verwunschenen Prinzessin. — Der Wunsch des Helden geht nach Unabhängigkeit; er wünscht den Vater aus dem Haus zu treiben und allein mit der Mutter zu wohnen.

„Sprach der Knabe: ‚Mütterchen, weißt du was? Ich gehe hin, vertreibe die Teufel und wir bewohnen dann das Schloß selbst.' Erwiderte die Mutter: ‚Was fällt dir nicht ein? Wie willst du die Teufel allein vertreiben, das könnte ja nicht einmal ein ganzes Regiment Soldaten.' Aber der Knabe springt doch ans Ufer, zieht das Schiff ans Land und findet einen zehn Zentner schweren Knüttel aus Blei (Phallussymbol, wie alle berühmten Götter- und Helden-

waffen).[1] *Er geht ins Schloß, pocht an die erste Tür, der Teufel fragt: ‚Wer da?' ‚Der Knabe erzählte ihm, wer er sei, doch der Teufel wollte ihm keinen Einlaß gewähren. Da ergrimmte der Knabe, schlug mit seinem Bleiknüttel auf die Tür los, daß sie in Stücke zerfiel und fand den Teufel damit beschäftigt, das Zimmer auszukehren.'"*

Wir erkennen das Motiv von der verbotenen Tür, das Rank (Inzestmotiv, 261) auf das Verbot nachzuforschen, d. h. nach dem sexuellen Geheimnis zu fragen, zurückführt. (Vgl. auch Freud: „Traumdeutung", VI, S. 241.) Die oben zitierte Stelle ist diesbezüglich äußerst instruktiv: Der Teufel (Vater-Imago) fragt, wer draußen sei. Die Antwort, aller Symbolik und Verdrängung der Märchenarbeit entkleidet, müßte lauten: dein Sohn! — Natürlich wird er nicht eingelassen und empfindet dieses Verbot, seine sexuelle Neugier zu befriedigen, als grausame Tyrannei, gegen die er sich mit Gewalt auflehnt. Wir müssen daran wieder erkennen, wie konsequent das Märchen in der Komposition seiner Motive ist. Dem Motiv der Sexualneugier entsprach bereits das Dummstellen und nun — gleichsam als Beweis — das „Zertrümmern der verbotenen Tür", das „Eindringen in das verbotene Zimmer." — Und was geschieht hinter der verschlossenen Tür? Der Teufel fegt das Zimmer aus. Dies wäre — wörtlich genommen, lächerlich in seinem grotesken Unverhältnis zwischen gespanntester Erwartung und banalster Tatsache. Doch dieses „Zimmer-Ausfegen" wird uns zum Beweis, wenn wir uns der obszön-symbolischen Bedeutung der Redensart entsinnen. „Fegen", „Kehren", „Auskehren" sind ebenso Symbole für *„coire"*, als der „Besen" Penissymbol ist. (Die Hexen reiten auf Böcken und Besen. Beides Phallussymbole. — Der Aberglaube schreibt dem Kaminfeger [bayrisch-österreichisch: „Rauchfangkehrer"] glückbringende Macht zu — daher gleichfalls Phallussymbol.) Der Märchenheld findet sich also in seiner Erwartung nicht getäuscht — im Gegenteil: sein Verdacht wird bestätigt, seine Neugier befriedigt. Aber die Lust der befriedigten Neugier wird aufgewogen von der Unlust der Erkenntnis, daß die Eifersucht auf den Vater nur allzu begründet sei — von der Unlust der geschauten Wahrheit. (Dies das Motiv, das dem „Verschleierten Bild zu Sais" zugrunde liegt.) — Und dementsprechend sein Verhalten:

---

1) Hieher gehören z. B. Jupiters Donnerkeile, Donars Hammer, Odins Speer, Herakles' Keule, Simsons Eselskinnbacken, Siegfrieds Schwert. In der nordisch-germanischen Mythologie haben diese besonderen Waffen und Geräte eigene Namen, sowie besondere, eigene Entstehungsgeschichten. Zum Beispiel Balmung, Siegfrieds Schwert, — Welsung, Dietleibs Schwert (im mittelhochdeutschen epischen Gedicht „Biterolf"), — Hildegrin, Dietrichs Helm usw. Die Waffe ward wie ein Glied des eigenen Körpers behandelt und mit Liebe umgeben, — wie eben nur — das Glied, auf primitiv auto-erotischem Standpunkt. (Kinderonanie, zärtliche Namen für den Penis.) In der Waffe — wie im Glied — liegt des Helden Kraft. Nicht zu unbedeutende Rudimente dieser psychischen Einstellung begegnen wir auch noch in modernster Zeit — auch heute. Eine Art übertriebener Kult gewisser Personen, meist Virtuosen oder Sportsleute, mit „ihrer" Geige — „ihrem" Racket usw. . . . Das Gemeinsame zwischen Symbol und Symbolisiertem ist das, worin oder womit man stark, unübertroffen ist — oder sein will.

„Er züchtigte ihn und schickte ihn ans Gestade zur Mutter, nachdem er ihm eingeschärft, sich beileibe nicht an ihr zu vergreifen.“ (!)

So rächt sich der Held an dem Vater-Nebenbuhler. Er züchtigt ihn, weil er ihn *„in flagranti“* darüber ertappte, wie er sich an der Mutter „vergriff“ (sadistische Auffassung des Koitus) und verbietet es für die Zukunft. Zugleich — um mit seiner Kraft zu prahlen — schickt er den überwundenen und gedemütigten „Teufel“ zur Mutter. D. h. er zeigt ihr an, daß er stärker sei als der Vater, daß er diesen Tyrannen, der ihn quäle und sich an ihr „vergreife“, zum gehorsamen Sklaven gemacht habe.

„Ebenso machte er's auch vor den anderen zehn Türen. Als er an der zwölften anklopfte, meldete sich von drinnen der Teufel: ‚Wer da?‘ Antwortete der Knabe: ‚Ich bin der und der.‘ Doch der Teufel entgegnete: ‚Ich kann dir nicht öffnen; denn ich bin mit einer Kette festgeschmiedet.‘ — Da schlug der Knabe mit seiner Keule die Tür durch, daß das ganze Schloß erdröhnte und der Teufel voll Entsetzen mit dem äußersten Aufgebot seiner Kräfte die Fesseln sprengte, mit welchen er festgeschmiedet war. Nun schickte er auch diesen zwölften Teufel zur Mutter.“

Wir begegnen hier dem — in slawischen und orientalischen Märchen besonders häufigen Motiv vom „gefesselten Unhold“. (Vgl. etwa „Der Geist in der Flasche“ aus 1001 Nacht und das Märchen vom „Stahlpascha“ bei F. S. Krauß: „Sagen und Märchen der Südslawen“, I, Nr. 54.)[1] — Zur Deutung dieses Motivs erinnern wir uns der Unabhängigkeitssucht des Sohnes. Er will dem Vater nichts zu danken haben . . . „und muß es doch immer wieder empfinden, daß er ihm eigentlich alles zu verdanken habe, da er ihm das Leben verdankt. Diese Schuld ist nur abzutragen, wenn der Sohn dem Vater Gleiches mit Gleichem vergilt, wenn er ihm das Leben rettet, als Gegengeschenk für seine eigene Geburt.“ (Rank: Inzestmotiv, 104f.) Den symboli-

1) Inhalt des Stahlpascha ist, in aller Kürze, folgender: Ein Kaiser hat drei Söhne und drei Töchter. Als er stirbt, befiehlt er seinen Söhnen, sie möchten die Schwestern dem ersten, der da kommt, verheiraten (!) Der Kaiser stirbt und bald darauf erscheinen dreimal hintereinander mächtige Flammengestalten, die jedesmal nach einer der Schwestern verlangen. Die beiden älteren Brüder wollen sie verweigern, der jüngste gibt die Schwestern an die unbekannten Gewalten. Schließlich bedrücken die Brüder Zweifel wegen des Schicksals der Schwestern und sie beschließen, sie aufzusuchen. Auf der Wanderschaft erlegt jeder der drei einen Drachen, der sich nachts aus dem See, an dem sie immer rasten, erhebt. Jeder schneidet dem Untier die Ohren ab (Vater-Kastration). Außerdem besteht der Jüngste, während die Brüder schlafen, ein Abenteuer, indem er eine Menge menschenfressender Hünen tötet und so eine von den Unholden schon fast ganz entvölkerte Stadt erlöst. Als er die Stadt durchwandert, gelangt er in einen Turm, wo eine schöne Prinzessin schlummert. Gerade will eine Schlange sie beißen (!), er aber durchbohrt das Tier mit seinem Schwert, heftet es an die Wand und wünscht, daß niemand außer ihm, das Schwert wieder herausziehen könne. Der Kaiser der Stadt freut sich über die Erlösung und verspricht dem Helden großen Lohn. Um den unbekannten Befreier zu finden, läßt er in allen Wirtshäusern nachforschen. Die Brüder kehren in einem Wirtshaus ein, der Wirt erfährt, daß der Held unter ihnen sei und meldet es dem

schen Ausdruck dieses Gedankens gibt z. B. das Märchen vom „Stahlpascha". (Siehe die Anmerkung.) Dort haben wir es mit einer der in Traum und Märchen so beliebten „Umkehrungen" zu tun. Die schreckliche Lage der gefesselten Vater-Imago ist die — Fötalsituation. (Vgl. Rank: „Das Trauma der Geburt.") Der Sohn schenkt dem Vater-Imago-Fötus das Leben, indem er ihn mit Lebenswasser beschüttet. Drei Leben schenkt ihm die Vater-Imago (Häufung) — die er sofort durch drei Belebungen vergilt. Wie der Vater dem Sohn — so schenkt der Sohn dem Vater: Leben — und schuldet ihm fortan nichts mehr. Aber der Vater raubt das Weib. Der Vater steht daher in Schuld — er tut dem Sohn, der ihm nichts mehr schuldet — Unrecht an. — Dies der Sinn des Motivs vom „gefesselten Unhold". In unserem Märchen ist das Motiv freilich abgeblaßt und mehr angedeutet als konsequent durchgeführt.

„Hierauf begab er sich selbst dorthin und sagte: ‚Jetzt schwört mir, daß ihr nimmermehr in dieses Schloß wiederkommen wollt!' — Alle Teufel schwören, ‚nur einer nahm Reißaus und suchte zu entfliehen'. Er schleudert ihm die Keule nach, der Teufel verendet und wird ins Meer geworfen. Die anderen Teufel entfernen sich für immer. Der Knabe wohnt fortan mit seiner Mutter im Schloß."

Der „eine" Teufel ist natürlich (in Anwendung des über das Motiv vom „gefesselten Unhold" Ausgeführten) der zwölfte Teufel, also Vater-Imago. Der unbestimmte „eine Teufel" entspringt der Verdrängung, denn hier liegt symbolisch das Motiv der Vatertötung vor. Man beachte, wie der Held in vierstufigem Aufbau von bloßer Vaterablehnung zum Vatermord gelangt.

1) Ablehnung („Brauche keinen Paten!") und Beschimpfung („Hühnersteige").
2) Wegnahme des Essens.
3) Überwindung der Teufel (Vater-Doubletten).
4) Tötung des zwölften Teufels (Vater-Imago).

Kaiser. Der Jüngste bekommt tatsächlich die Tochter des Kaisers, die beiden älteren Brüder kehren heim. Obwohl verheiratet, „verzehrt sich der Jüngste in Sehnsucht nach seinen Schwestern" (!) Einst läßt der Kaiser seinen Eidam allein und übergibt ihm neun Schlüssel. Acht Türen dürfe er öffnen — die neunte nicht . . . „sonst würde es ihm schlimm ergehen". — In der verbotenen Kammer „befindet sich ein Mensch, die Füße bis zu den Knien, die Arme bis zu den Ellenbogen in Eisen festgeschmiedet, dann standen auf vier Seiten vier Pflöcke fest eingerammt, an welchen schwere, eiserne Ketten befestigt waren, deren Ende jenem Manne um den Hals sich wanden und ihn so stark schraubten, daß er nicht die geringste Bewegung machen konnte". Er fleht den Prinzen um Wasser. Der gibt ihm zwei Krüge zu trinken und erhält dafür zwei Leben geschenkt. Einen dritten Krug schüttet er, auf inständiges Bitten des Gefesselten, ihm über das Haupt; sogleich fallen die Fesseln ab, Stahlpascha breitet seine Fittiche aus, raubt die Kaiserstochter, das Weib seines Erlösers, und entflieht mit ihr. Der Kaiser kehrt heim, macht dem Ungehorsamen Vorwürfe, sucht ihn aber von seinem Vorhaben, die Verlorene wieder zu suchen, abzubringen (!) Auf seiner Reise findet der Prinz zunächst die drei Schwestern als Gemahlinnen des Drachenkaisers, des Falkenkaisers, des Adlerkaisers. Alle drei Schwäger versprechen Hilfe und schenken eine Feder. Nach drei mißglückten Versuchen gewinnt er auch mit ihrer Hilfe sein Weib wieder.

Hiemit wäre der erste Teil des Märchens beendet. Die Wiederholung des Motivs vom geraubten Essen bildet den Übergang. Der zweite Teil baut sich in derselben Stufenleiter aus denselben Motiven auf. Übergangsmotiv: Wiederholung: Speisenraub an den Marktleuten. Schema des Aufbaus im zweiten Teil:

1) Beschimpfung des Königs („Wildschwein").
2) Wegnahme des Essens von der königlichen Tafel.
3) Überwindung der Soldaten (Vater-Doubletten).
4) Motiv vom Kopfabschlagen (Selbstbestrafung).

Wie in den Träumen, so herrscht auch hier, je weiter das Märchen fortschreitet, größere Deutlichkeit.

„Jetzt ging der Knabe mit seiner Mutter ins Schloß, um dort zu wohnen. Sie fanden dort Geld und Schätze im Überfluß, nur nichts zu essen. Da sie Hunger bekamen, sagte die Mutter zum Sohne: ‚Geh auf den Marktplatz und bring Lebensmittel nach Haus.' Der Knabe begab sich mit einem großen Tuche und seiner Bleikeule auf den Markt und sagte dort zu den Weibern: ‚Füllt mir das Tuch mit Brot und bindet mir's zu!' — Die Weiber füllten sogleich das Tuch mit Brot und banden es zu, der Knabe warf es aber auf die Schulter und ging weiter. Verblüfft sahen ihm im ersten Augenblick die Hökerinnen nach, dann erhoben sie aber ein furchtbares Geschrei: ‚Willst du uns denn nicht zahlen?' ‚So kommt her,' rief er ihnen zurück, ‚ich zahle euch mit diesem Bleikolben heim!'

. . . Ebenso macht er es mit einem Fleischhauer, dem er einen Ochsen wegnimmt, ohne zu zahlen. Das Brot über der einen Schulter, den Ochsen über der andern, kehrt er heim . . . Da sprach die Mutter: ‚Du bringst ja das ganze Geld zurück, warum hast du nicht gleich bezahlt?' Antwortete der Knabe: ‚Du hast mir nur gesagt, ich solle Brot und Fleisch nach Haus bringen, vom Zahlen hast du mir nicht gesprochen.' Nachdem sie den ganzen Vorrat verzehrt, schickte ihn die Mutter wieder in die Stadt und er machte es wieder, wie das erstemal."

Er wird also auf diese Weise wieder der Ernährer und Erhalter der Mutter. Der seltsame „Einkauf" ist eine ausgesprochene Eulenspiegelei.[1] Er hat auch das Charakteristische der Eulenspiegeleien — nämlich die allzu wörtliche Erfüllung eines Gebotes. Hier verdeckt ein förmlich sklavischer Gehorsam gegen die Mutter (sie hat nichts vom Bezahlen gesagt, daher bezahlt er nicht) nur den Trieb, das allgemein gültige Gesetz über den Haufen zu stoßen. Das Gesetz, das er verletzt, ist die Macht des Königs, — da der König die reale Verkörperung des Gesetzes ist. Der Sohn, der sich gegen den Vater-König und sein Eigentumsgesetz (Bezahlen!) vergeht, ist eben der Revolutionär.

„Die Leute waren über diese Raubzüge sehr erbittert und gingen zum König, ihn zu verklagen. Der König ließ nun ein großes Gerüst erbauen, um von dort aus den Knaben zu beobachten . . ."

Der König hätte also die Verpflichtung, die Übertretung seines Gesetzes an dem aufrührerischen Sohn-Helden zu rächen. Aber er beobachtet ihn von einem Gerüst aus. Er ist also — ganz wörtlich — über ihn erhaben. So wie die Vorstellung von einem allwissenden Gott, der vom Himmel aus alles sieht und beobachtet. Außerdem ist der König durch die Höhe des Gerüstes vor etwaigen Gewalttaten des Aufrührers geschützt — wie der erwachsene „große Vater" vor der ohnmächtigen Wut des unerwachsenen, kleinen Sohnes.

1) Vgl. Volksbuch vom Till Eulenspiegel, VI, Historie.

„Ein drittesmal raubt er wieder alles auf dem Markt, muß aber beim Heimweg am Gerüst des Königs vorbei . . . Der König rief ihn zu sich, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: ‚Komm morgen zu mir zum Essen.‘ — ‚Gut, ich komme‘, antwortete der Knabe. Zu Hause erzählte er seiner Mutter: ‚Ein Wildschwein hat mich zum Essen eingeladen.‘ — Antwortete die Mutter: ‚O weh, warum hast du zu kommen zugesagt; sie werden dich ja umbringen lassen!‘ — ‚O Mutter‘, beruhigte er sie, ‚fürchte dich nicht um mich, ich bewältige sie alle.‘“

Man beachte die Art der Einladung! Das „Auf-die-Schulter-Klopfen“ sieht freundlich aus, dennoch plant der König-Vater natürlich — wie auch der weitere Verlauf des Märchens beweist — die Vernichtung des Sohnes. Der Held könnte — will das Märchen mit den Gedanken des Königs sagen — nur durch List unschädlich gemacht werden — denn an Stärke ist er dem König überlegen. — Aber eben auch an List! — Unter der Larve der Dummheit ermöglicht er sich die Beschimpfung der Vater-Imago. („Wildschwein!“) Übrigens übersehe man nicht die Gleichsetzung des Vaters mit einem phallischen Tier! (Totem.) Beweis, daß hier eine Beschimpfung vorliegt — eine Beschimpfung des Vaters, der den Sohn tatsächlich umzubringen gedenkt, ist der Ausspruch der Mutter, die die Situation in jeder Hinsicht durchschaut. Sie weiß, wer mit dem Wildschwein gemeint ist, sie weiß auch, daß „sie“, d. h. die Gewalt des Vaters, den Sohn „umbringen“ wollen.

„Am nächsten Tage nahm er einen großen Korb und begab sich in die königliche Burg. Dort stellte er den Korb vor die Tür und schärfte den Leuten ein, denselben um keinen Preis anzurühren. Die Herrschaften insgesamt standen bei seinem Eintritt auf. Da wurde die Suppe aufgetragen und der Knabe forderte die Herren auf, sie mögen jeder einen Löffel voll Suppe aus seinem Teller nehmen. Sie taten's, worauf er allen die Suppe austrank, sich über alle aufgetragenen Speisen machte und alles rein wegputzte. Ebenso trank er allein den ganzen Wein aus.“

Also wieder das Motiv vom geraubten Essen. Wir sehen die dreistufige Steigerung dieses Motivs. 1) Diebstahl des Essens aus der Kutsche des Königs. 2) (In die Mitte des Märchens gestelltes Überleitungsmotiv.) Raub der Speisen auf dem Markt. 3) Raub der Speisen von der Tafel des Königs. Die Betonung dieses höchst markanten Motivs erinnert uns wieder an die Roland-Sage. — Uhlands Quelle berichtet die entsprechende Geschichte folgendermaßen: Als Karl der Große von seiner Romfahrt heimkehrt, verteilt er in Siena an alle Armen Almosen. Dies geschieht mehrere Tage hindurch und der kleine Roland ist immer unter den Beteilten. Einmal aber kommt er zu spät. Er geht nun unbedenklich in das kaiserliche Gemach und nimmt von der Tafel eine silberne Speiseschüssel, die er sogleich zu seiner Mutter trägt. Ebenso am nächsten Tag einen goldenen Becher. Der Kaiser schreit ihn wütend an, er aber erschrickt nicht, sondern faßt Karl am Bart und sagt: „Eines Kaisers Stimme ist nicht stark genug, um mich zu erschrecken.“ Und in Uhlands Ballade:

„Herein zum Saal klein Roland tritt
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: ‚Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch.‘
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

‚Heida! halt an, du kecker Wicht!'
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut." . . . (usw.)

Wir erkennen zunächst eindeutig, daß es sich bei unserem Märchen und der Roland-Sage psychisch um dieselbe Geschichte handelt. Das Motiv ist das vom armen Kind, dem Bettlerjungen, der eigentlich der Sohn des Kaisers ist und sich daher auch, als er eines Tages in des Kaisers Saal erscheint, mit Fug und Recht benimmt „wie zu Hause". (Familienroman.) Um das Problem ganz zu erfassen, zitieren wir zunächst den folgenden Text unseres Märchens:

„Im ersten Augenblick war man darüber vor Erstaunen ganz verblüfft. Dann aber ließen die Herren an allen Türen Wächter aufstellen und ein ganzes Regiment Soldaten in die Burg kommen. Nachdem sich der Knabe satt gegessen, ging er hinaus, holte seinen Korb und füllte ihn mit dem Rest der Speisen an, um sie seiner Mutter nach Haus zu bringen. Wie er aber hinaustrat, fingen die Soldaten an, auf ihn zu schießen."

Hier tritt also die tückische Mordabsicht des Vaters klar zutage. Obzwar es unausgesprochen bleibt (beginnende Verdrängung!), weiß der „König" natürlich, daß er den „Sohn", den Aufrührer und Gegner vor sich hat und will ihn — weil er dies weiß — töten. — In der Sage und in der Dichtung Uhlands ist die Verdrängung soweit vorgeschritten, daß die Beschimpfung, die der König dort Roland und dessen Mutter zufügt, nur aus Unkenntnis der Verwandtschaft erklärt wird.

Der König ruft mit einemmal:
‚Hilf Himmel! seh ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.'

Wie zumeist in der Kunstdichtung ist eben auch hier ethische Umgestaltung eines alten Motivs eingetreten.

„Die Kugeln prallten von ihm ab und er rief aus: ‚Hört doch auf, mich anzuspucken, denn, fang' ich zu spucken an, ist's um euch gar bald getan.' Doch die Soldaten stellten das Geknatter nicht ein, darüber wurde er böse, las die Kugeln auf und erschlug mit ihnen alle Soldaten. Zum Schluß holte er mit seinem Bleikolben aus und schlug mit einem Schlag die halbe Burg in Trümmer."

Der Held ist also — wie die meisten Helden von wunderbarer Geburt — unverwundbar. Der Ausdruck „anspucken" für „anschießen" entspricht wieder jener herabsetzenden Ironie, die er in der Bezeichnung „Hühnersteige" für „Königsschloß", „Wildschwein" für „König" schon früher — unter der Maske der Dummheit — hatte spielen lassen. Es ist dies eigentlich die Ironie des Übermächtigen, mit der er auf die ohnmächtige Kraftanstrengung des Schwächeren herabsieht. Psychische Wurzel ist wohl die dem Kind übermächtig erscheinende Kraft des Vaters. Man entsinne sich nur gewisser Scherzspiele, bei denen der Vater sich von dem kleinen Söhnchen „schlagen" oder sonstiges „Leid" zu-

fügen läßt, jedoch für dessen äußerste Kraftanstrengung nur ein spottendes Lachen übrig hat. Wer je beobachtete, mit welchem Ingrimm die kleinen Fäustchen dann immer wütender zustoßen oder die große Hand des Vaters oder dessen Finger „umzudrehen" versuchen, oder an Haaren, Ohren und Nase zupfen, wird verstehen, daß der Vater, der über all diese Bemühungen nur lacht, der kindlichen Psyche als unverwundbar und übermächtig erscheinen muß. (Man beachte — als Beweis dessen — das fröhliche Triumphgekräh, wenn der Vater oder überhaupt die erwachsene Person, die sich zu diesem Spiel hergibt, Schmerzempfindung fingiert!) In Märchen und Mythus entspringt dieser psychischen Wurzel das Motiv vom Riesen, dem in keiner Weise beizukommen ist. (Hieher gehört z. B. der nordische Mythus von Thors Fahrt zu Utgardaloki.)[1] Durch den Mechanismus der Umkehrung — die dem Wunsch der kindlichen Psyche entspricht — ergibt sich der häufige Märchentypus vom kleinen Menschlein, der den dummen Riesen durch seine angeblichen Kraftleistungen ungemein imponiert. (Zum Beispiel Grimm, K. H .M., Nr. 20: „Das tapfere Schneiderlein". Mit zahlreichen Parallelen bei Bolte-Polivka.) Hier ist die Märchengestaltung soweit Wunscherfüllung, daß die sonst nur angemaßte Überkraft des Kleinen tatsächlich besteht. Ebenso — als Wunscherfüllung — sind die Kraftleistungen mancher Helden (Herakles) von göttlicher oder wunderbarer Abstammung aufzufassen, die schon in der Wiege Heldentaten vollführen. (Schlangen erdrosseln!)

„Der König entsetzte sich, ließ ihn vor sich auf sein Zimmer rufen und sprach zu ihm: ‚Schau, was für einen großen Schaden du mir angerichtet hast . . .' Der Knabe antwortete ihm: ‚Warum? Mußten mich die Soldaten anspucken? Habe mich dafür gerächt.' — ‚Hast du eine Mutter und ist sie schön?' — Der Knabe: ‚Freilich habe ich eine Muttter, aber die ist noch häßlicher als ich', und der König versetzte: ‚So bring sie morgen zu mir her.'"

Diese Stelle ist wohl die interessanteste des ganzen Märchens. Zwischen den Gegnern — Vater und Sohn — kommt es hier zu einem Paktieren, wie es eben der Kompromißtendenz des Märchens überhaupt entspricht. Zwar hat der Sohn die Soldaten getötet, die Burg zertrümmert, d. h. seine Macht bewiesen, die ihn befähigen würde, auch den Vater zu töten (wie er dadurch symbolisch andeutet), nun aber kommt es zwischen ihm und dem Vater zur Aussprache. Daß der Vater gezwungen ist, ihn als übergeordnete Macht anzuerkennen, ist für ihn Teilbefriedigung seines Hasses. — Die Frage des Königs: „Hast du eine Mutter . . . usw., die, wenn man das Märchen nicht einer analytischen Deutung unterzöge, recht unvermittelt und unzusammenhängend erscheinen könnte, ist im Gegenteil außerordentlich logisch und richtig psychologisch an das Vorhergehende gereiht. — Hier ist die Situation die, daß der

1) (Gylfaginning, cap. 44—47.) Thor schlägt dem schlafenden Riesen Skrymir (der Utgardaloki ist) dreimal den Hammer auf den Kopf. Aber der Riese fragt nur: „Ist ein Laubblatt gefallen?" — „fiel eine Eichel?" — „haben die Vögel auf dem Baum etwas fallen lassen?" — Im weiteren Verlauf vermag Thor, der Kraftgott, nicht einmal ein Trinkhorn leer zu trinken, nicht einmal eine graue Katze zu heben, nicht einmal die alte Amme Utgardalokis im Ringkampf zu besiegen. (Vgl. Fr. v. d. Leyen: „Das Märchen in den Göttersagen der Edda", Berlin 1899, p. 40 ff.)

Kampf um die Mutter sich bis zur vereitelten Mordabsicht des Vaters gesteigert hatte, die in ihrer Darstellung zugleich dem Sohn Gelegenheit gegeben hatte, seine Vatermordgelüste symbolisch (durch die Tötung der Soldaten, Zertrümmerung der Burg) auszuleben. Der Sohn ist also dem Vater zu stark, er sucht sich daher mit ihm zu vertragen. Er straft ihn nicht für den „angerichteten Schaden", (die Mordabsicht) verlangt aber dafür — als Gegendienst — die Abtretung des Weibes. (Vgl. hiezu Rank: Inzestmotiv. „Das Motiv der Brautabnahme", S. 81 f.) In all dem ist der Sohneswunsch deutlich, der Vater möge ihn als anerkannten und mächtigen Rivalen bitten, ihm nicht mehr im Wege zu sein. — Wieder ein wichtiger Unterschied zwischen Mythen- und Märchenheld. Im Heldenmythus geht der Kampf um das Mutter-Weib unerbittlich bis zum tragischen Ende, im Märchen realisiert sich entweder die vollkommenste Befriedigung der Wunschphantasie oder — es kommt sogar unter dem Einfluß der allmählich größer gewordenen Moralverdrängung zu einer Art Friedensschluß zwischen den beiden Urgegnern: Vater und Sohn. — Allerdings setzt sich der ursprüngliche Trieb trotz der Hemmungen durch, wenn z. B. der Sohn sagt: „Sie ist noch häßlicher als ich"; — er will List anwenden, um sie doch behalten zu können. Aber es ist kein entschiedenes Nein und der König-Vater durchschaut diese List.

„Der Junge ging nach Haus und brachte am nächsten Tag seine Mutter vor den König. Als der König sah, daß sie gar so schön sei, heiratete er sie auf der Stelle und ließ ein großes Fest veranstalten."

Wir erkennen also in unserem Märchen eine Geschichte von jenem Typus, in dem der Sohn als Wiedervereiniger der Eltern auftritt. (Vgl. Rank: Inzestmotiv, V, S. 169 ff. [Sage von Milun].) Diese Rolle spielt auch Roland in der Sage, da er Bertha und Kaiser Karl wieder vereinigt. Wir folgen in der Nacherzählung der Sage wieder der Darstellung von Uhlands Quelle: . . . Der Kaiser schickt vier Truchsessen dem kühnen Knaben nach und sie finden Bertha in ihrer Höhle. Drei kehren zurück, um für sie um Gnade zu flehen. Nun schickt Karl Frauen und Jungfrauen, die Bertha vor ihn geleiten. Aber bei ihrem Anblick übermannt ihn derart der Zorn, daß er sie mit einem Fußtritt zur Erde stößt (!). Roland hätte deshalb den Kaiser fast getötet (!). Nun sieht Karl seine Übereilung ein und begnadigt die Schwester. — Auch Milon, der bis jetzt durch einen Zauber ferngehalten war, findet sich wieder ein (!). — Man beachte besonders diesen letzten Zug der Sage, daß der verschwundene (weggewünschte) Vater im Moment der Wiedervereinigung Karls mit Bertha wieder erscheint, da er eben nur eine Abspaltung Karls ist. Die Heirat selbst stellt die Erfüllung des inzestuösen Wunsches des Märchenbeginnes dar — der Vater-Tochter-Inzest wird offen durchgesetzt. Dabei ist zu beachten, daß — da in den Märchen vom Sohn als Wiedervereiner der Eltern, wie Rank nachweist (Inzestmotiv, V, S. 168, 171), eine Identifizierung mit dem Vater vorliegt — der Sohn auch hier auf diese Weise seine Inzestphantasie durchzusetzen vermag.

„Nach der Festlichkeit sagte der Knabe zum König, dessen Stiefsohn er nun war: ‚Komm mit mir, wir wollen uns eine Weile ergehen.' Der König ging mit ihm, und als sie in einen

großen Wald kamen, fanden sie in einem hohlen Baum eine Menge verrosteter Säbel. Sprach der Sohn zum Vater: ‚Such dir einen Säbel aus!' — Der Vater suchte sich einen passenden aus und fragte: ‚Was soll ich denn mit diesem Säbel anfangen?' — Antwortete der Sohn: ‚Schlag mir den Kopf ab!' — Das wollte der König nicht, doch der Sohn sagte: ‚Wenn du's nicht gleich mir tust, tu ich's dir!'"

Bevor wir auf die Deutung dieser gleichfalls höchst interessanten Stelle eingehen, sei auf das Einschiebsel: „dessen Stiefsohn" usw. hingewiesen. — Der Märchendichter fürchtet zu deutlich geworden zu sein, fürchtet seine Inzestphantasie verraten zu haben und will dies nun durch den Ausdruck „Stiefsohn" verdecken. Er will vorgeben, es handle sich um einen anderen König — aber es gelingt ihm nicht, die Täuschung durchzuführen. Gleich darauf spricht er wieder von „Sohn" und „Vater", so daß jetzt auch die Verdeckung, die früher den Sohn hinter dem „Knaben" und den Vater hinter dem „König" barg, aufgedeckt wird. — Zur Deutung ist es am besten, von dem „Wenn du's nicht gleich mir tust, tu ich's dir!" auszugehen. — Zugrunde liegt der Todeswunsch gegen den Vater. Doch wird die Mordabsicht verdrängt und statt seiner selbst vereint er den Vater mit der Mutter (Ambivalenz). Nichtsdestoweniger ist er sich wohl bewußt, gesündigt zu haben. Zur Symbolisierung der Region, in der er sündigte, erscheint der „hohle Baum" und die „Säbel" (beides Phallussymbole). Er weiß, daß er die Tötung-Kastration („schlag mir den Kopf ab") verdient, denn er sinnt das gleiche gegen den Vater („Wenn du's nicht . . . tu ich's dir). — Dem Todeswunsch gegen den Vater entspringt also ein Schuldgefühl, das nach dem primitiv-starren Gebot der Vergeltung von Gleichem mit Gleichem, sich zum masochistischen Wunsch steigert: der Vater solle töten. (Strafbedürfnis.) — Wir erkennen hier den psychischen Mechanismus des Verfolgungswahnes, bei dem eben der so entstandene Wunsch, vom Vater getötet zu werden, auf die verschiedensten Vater-Imagines übertragen wird und der Wunsch, getötet zu werden, als Angst, getötet zu werden erscheint. — Das Märchen zeigt hier also die Wurzel und den Beginn einer Neurose, die aber — wie alle Märchenkonflikte — sofort gelöst (analysiert) wird. (Wenn du's nicht . . . tu ich's dir!) Die sofortige Lösung, *id est* Analyse jedes Märchenkonflikts ist ein wichtiger Grund für die Gesundheitskraft, die jedem Märchen innewohnt.

„Da holte der König aus und streifte mit dem Säbel den Sohn leicht über den Kopf. Im selben Augenblick verwandelte sich der buntgefleckte Knabe in einen wunderschönen Jüngling von blendend weißer Farbe. Sie kehrten nun heim . . ., der Vater gewann den Sohn gar viel lieb, ließ eine große Festbarkeit veranstalten . . ., erzählte die ganze Geschichte. Bei diesem Gastmahl war ich auch zugegen, trank aus rotem Becher roten Wein und hörte die Geschichte mit an."

Die ursprüngliche Kastration ist hier also bereits zum Symbol von rituellem Charakter abgeschwächt. (Pubertätsriten der Primitiven, Ritterschlag.) Der Märchenschluß vom „Kopfabhauen" erscheint noch häufig dort, wo es der Märchenheld gewöhnlich an dem „hilfreichen Tier" vollzieht.[1] (Zum Beispiel

1) Wo es sich um das „hilfreiche Tier" handelt, kommt es tatsächlich zum „Kopfabschlagen". Ursprünglich jedenfalls auch hier so gewesen. Die vorliegende Fassung (leicht über den Kopf streifen) stellt die Verdrängungsarbeit dar.

Grimm, K. H. M., I, 57.) In manchen Märchen schimmert die ursprüngliche Vaterkastration noch durch das Symbol, z. B. in der von Grimm angeführten Parallele zu I, 57 (III, 57): „Einmal wird auch erzählt, daß der Fuchs, nachdem er den Schuß zuletzt empfangen, ganz verschwindet und nicht zu einem Menschen wird.“ — Meist aber ist der Fall, daß das geköpfte „hilfreiche Tier“ (das immer um die Köpfung selbst bittet) dadurch erlöst erscheint, entzaubert, als schöner Prinz usw. — Dadurch soll natürlich die Schuld verdeckt, zugleich aber eine Identifizierung mit der Vater-Imago durchgeführt werden. Denn der Jugendliche selbst, an dem in primitiveren Kulturkreisen jene Pubertätsriten vorgenommen wurden, hat jene wunderbare Verwandlung erlebt. Nun ist auch er berechtigt, ein Weib zu besitzen und Vater (König) zu werden. — Zuvor unbefriedigten Trieben preisgegeben und inzestlüstern (Symbolisierung durch die Tiergestalt, Haarkleid, Geflecktheit, Buntheit), wird er durch den Schlag (Kastrationssymbol) entsühnt.[1] — In unserem Fall hat aber die Verwandlung noch tieferen Sinn. „Der Sohn der Königstochter“ war durch seine Flecken als Inzestfrucht gebrandmarkt, als Kind einer heimlichen, verbotenen, illegitimen Verbindung. Dieser Inzest wird aber nun — nachträglich — legitim gemacht, die früher verbotene Verbindung doch durchgesetzt. Daher wird nun auch der Sohn der „Vermählten“ ein eheliches, „schönes“ Kind, es verschwinden „die Flecken der Geburt“. — Die heitere Schlußwendung entspringt den Hemmungen des Märchendichters — Erzählers. Er will nicht zugeben, daß diese Geschichte seiner Phantasie entsprungen sei, sondern sie wurde ihm vom König erzählt. Dadurch erreicht er dreierlei. *1)* Bei ganz primitiven Gemütern verstärkte Glaubhaftigkeit seiner Erzählung. *2)* Bei ungläubigeren eine Vernichtung eventuellen Verdachtes (denn das Ganze ist ja ohnehin nicht wahr, so wenig der allen bekannte Märchenerzähler je Gast des Märchenkönigs war). *3)* Auf jeden Fall ist er für den Inhalt unverantwortlich.

Im Verlauf der Deutung unseres Märchens haben sich häufig so auffallende Parallelen zur Roland-Sage ergeben, daß wir vermuten, es müsse diese Sage nach dem Grundschema unseres Märchens gebaut gewesen sein. Obwohl sie in ihrer Gänze nicht mehr besteht, sondern sich nur einzelne Bruchstücke dieses Sagenganzen bei verschiedenen Nationen und zu verschiedenen Zeiten finden, wollen wir versuchen, aus diesen Bruchstücken ein Schema zusammenzustellen, das dem unseres Märchens entsprechen müßte.

I) Der Vater-Tochter-Inzest

Diesbezüglich verweisen wir auf die Fußnote auf S. 35. Das Motiv der „untergeschobenen Braut“ entspringt der Inzestphantasie der Tochter. Man beachte, daß die betrogene und mißhandelte Braut dieser Erzählung gleichfalls Bertha heißt. Wahrscheinlich liegt hier der Typus einer Wiederholung derselben Ereignisse innerhalb zweier aufeinanderfolgender Generationen (Pipin — Karl)

1) Man beachte dabei die zauberabwehrende, verwünschungslösende Macht des Säbels oder Schwertes, mit dem der Schlag geschieht (Phallussymbol). Dies besonders beim Ritterschlag.

vor. — Daß Karl gegenüber Bertha in Vaterrolle auftritt, beweist seine Wut der angeblichen Mesalliance wegen. (Typus: Vater, der die Tochter eifersüchtig bewacht.)

II) Verstoßung der schwangeren Tochter
(Verdeckung des Inzestgeheimnisses)

Milo ist eine Abspaltung Karls. — Er selbst vereint sich mit Bertha — als Milo und wütet ebendeshalb als Hüter der öffentlichen Moral. — Verstoßung der schwangeren Tochter. Er unterwirft sich der Moral und trennt sich von der Verführten — daher verschwindet auch seine Abspaltung: Milo.

III) Aussetzung von Mutter und Sohn

Geburt des Heldensohnes Roland in der Einöde (Höhle(!) bei Siena). Mutter-Sohn-Gemeinschaft. Sohneswunsch, die Mutter zu ernähren. Identifizierung mit dem Vater.

IV) Der Sohn als Rächer der Mutter

Der Sohn will für die Mutter am Vater, der sie grausam und treulos (verlassen) verstoßen, Rache nehmen. Faßt ihn am Bart, beschimpft ihn („Eines Kaisers Stimme ist nicht stark genug usw.), nimmt Geschirr und Speisen von der Tafel — ja, will ihn schließlich sogar töten. (Sogar nach der Wiedervereinigung. Wie das „Kopfabschlagen“ in unserem Märchen [... tu ich's dir]. Beides beweist ein Bereuen der Versöhnung und eine letzte aufflackernde Regung von Sohnestrotz.)

V) Der Sohn vereint die getrennten Eltern wieder

Durch Roland versöhnt sich Karl mit Bertha. (Identifizierung mit dem Vater.) Milo taucht wieder auf.

VI) Des Helden Tod

Die Roland-Sage ist eine Heldensage — kein Märchen. Daher kann der Kompromiß nicht aufrecht erhalten werden. Der Held muß sterben. — Spaltung des Vaters in eine gütige Vater-Imago (Karl) und eine böse, den „Stiefvater“ Ganelon.[1] — Rolands Tod im Tal zu Ronceval durch Ganelons Verrat. (Vernichtung des Sohnes.)

---

1) Dies ist der Hauptinhalt des französischen Chansons, das wahrscheinlich selbst auf Pseudo-Turpins lateinische Chronik zurückgehend, Vorlage für das mittelhochdeutsche „Ruolandes-liet“ des Pfaffen Konrad war. (Ausgabe von W. Grimm [1838], Bartsch [1874]; — über das Verhältnis zur Quelle: Golther: „Das Roland-Lied des Pfaffen Konrad“ [1886]): „Karl der Große hat fast das ganze sarazenische Spanien unterworfen, nur Saragossa mit König Marsilio leistet Widerstand. Auf Rolands Rat schickt Karl Ganelon (den Bertha nach Milons Tod geheiratet) als Gesandten an den Sarazenenkönig. Ganelon vermutet hinter Rolands, seines Stiefsohnes, Rat — schlimme Absicht (die psychisch ja tatsächlich vorhanden war. — Furcht vor Wiedervergeltung). Daher beschließt er, sich zu rächen. Auf seinen Rat heucheln die Heiden Unterwerfung, er überredet den Kaiser abzuziehen und Roland als Statthalter zurückzulassen. Dies geschieht — und Roland mit der Nachhut wird im Tal Ronceval verräterisch überfallen und getötet.

Modelle zu den Ödipus- und Kastrationskomplexen bei Affen[1]

Von Dr. Imre Hermann (Budapest)

Einem psychoanalytisch orientierten vergleichend-tierpsychologischen Aufsatze muß stets eine Warnung vorangestellt werden, eine Warnung gegen jede leichtfertige Übertragung von der Menschenpsychologie auf die vor uns mehr verborgene Psychologie der Tiere. Die Erfahrungsdaten der Tierpsychologie sollen aus sich selbst, für sich selbst sprechen; aus der Psychoanalyse dürfen nur die Gesichtspunkte, nicht aber die Resultate geschöpft werden. Es muß ganz allgemein gelten, was Freud in Hinsicht auf die Systeme *Bw*, *Ubw*, ebenfalls als Warnungsruf, fordert: „Wir beschreiben die Verhältnisse, wie sie sich beim reifen Menschen zeigen, bei dem das System *Ubw* streng genommen nur als Vorstufe der höheren Organisation funktioniert. Welchen Inhalt und welche Beziehungen dies System während der individuellen Entwicklung hat, und welche Bedeutung ihm beim Tiere zukommt, das soll nicht aus unserer Beschreibung abgeleitet, sondern selbständig erforscht werden."[2]

Eine andere Warnung könnte lauten: man verlasse das in der Psychoanalyse so sehr bewährte Kontinuitätsprinzip nicht. Wir glauben am wenigsten ins Irre gehen zu müssen, wenn wir den Weg „von oben", und nicht den Weg „von unten" einschlagend die menschenähnlichsten Tiere, die Affen, einer psychoanalytisch orientierten Betrachtung unterziehen. Die Affen leben ja in dauernden Verbänden von kleinerer und größerer Mitgliederzahl, in diesen Verbänden drängt sich meistens ein Individuum

---

1) Vgl. des Verfassers frühere Mitteilung zur vergleichenden Psychologie der Menschen und der Affen: „Zur Psychologie der Schimpansen." Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX (1923), S. 80 ff.

2) S. Freud: Das Unbewußte. Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 504.

als Führer auf, so daß in sozialer Hinsicht eine gewisse Übereinstimmung zwischen Affe und Mensch, wenigstens in der ersten Annäherung, klar liegt; auch ist von einer wichtigen biologischen Übereinstimmung zu sprechen, insofern, als mehrere Affenarten die Hand als ausführenden Apparat des Intellektes gebrauchen, ferner statt einer Brunstzeit beim Weibchen eine regelmäßige Menstruation, beim Männchen eine von der Jahreszeit im großen unabhängige Lust zum Geschlechtsakte vorhanden sind.[1]

Dabei wäre jedoch nichts methodologisch unrichtiger, als die sozialen Verbände der Affen, deren Form übrigens auch unter den verschiedenen Arten variiert, mit derjenigen der Menschen kultureller oder unkultureller Stufe gleichzusetzen; nichts wäre ärger, als einfach von einem „Ödipus-Komplex" der Affen zu sprechen aus dem Grunde, weil bei ihnen ein Kampf zwischen älteren und jüngeren Männchen stattfinden kann. Der (männliche) Ödipus-Komplex hat seinen guten Sinn nur unter menschlichen Verhältnissen, zwischen Vater und Sohn, bei menschlichem Willens- und Gefühlsleben, menschlicher Einsicht, menschlichen Trieben, ganz ebenso, wie der Kastrationskomplex nicht eine „Verstümmelung überhaupt", nicht eine Leibesloslösung beliebiger Art zu bedeuten hat, sondern die Verstümmelung, welche infolge der Beschädigung der männlichen Genitalien, in hervorragendem Maße des Phallus zustande kommt.[2]

Dieser methodologischen Überlegung entsprechend werden wir in Situationen, Szenen, Verhaltungsweisen, welche den typischen Komplex nicht darstellen, aber gedanklich durch eine einfache psychische Denkoperation (Verschiebung, Personenvertauschung, Symbolisierung u. s. w.) in die typischen Komplexsituationen, Szenen, Verhaltungsweisen überführt werden

1) „Bei den erwähnten Affen" (Cercopithecus, Pavian, Brüllaffe) „scheint eine Brunstperiode mit jährlicher Wiederkehr nicht zu existieren. Die Männchen sind wohl ständig, die Weibchen jedenfalls abhängig von der Menstruation (in monatlichen Perioden?) brünstig." P. Deegener: Die Formen der Vergesellschaftung im Tierreiche, 1918, S. 281. — Eine Menstruation, und zwar eine regelmäßig stattfindende, ist durch mehrere Beobachter für den Schimpansen festgestellt. „Dieser Vorgang dürfte wohl auch bei den übrigen Formen nicht ausbleiben." R. Hartmann: Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur Menschlichkeit, 1883. Internationale Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 60, S. 179.

2) So lehrt es Freud: „Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß das Kind die Vorstellung einer narzißtischen Schädigung durch Körperverlust aus dem Verlieren der Mutterbrust nach dem Saugen, aus der täglichen Abgabe der Fäzes, ja schon aus der Trennung vom Mutterleib bei der Geburt gewinnt. Von einem Kastrationskomplex sollte man aber doch erst sprechen, wenn sich diese Vorstellung eines Verlustes mit dem männlichen Genitale verknüpft hat." Die infantile Genitalorganisation. Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 235.

können, Modelle zu diesen bestimmten Komplexsituationen, Szenen, Verhaltungsweisen erblicken, wobei wir nur ein Beschreiben, nicht ein kausales Erklären als Ziel vor Augen halten. Wir nennen also demgemäß z. B. die in der Freudschen Anmerkung beschriebenen Situationen und Szenen Modelle zum Kastrationskomplex.[1]

Gaben wir im obigen eigentlich nur Warnungen, methodologische Einschränkungen an, so sind wir auch in der Lage, eine mögliche und leicht auftauchende Warnung aus dem Weg zu schaffen, die Warnung nämlich, wir dürften, um der Forderung des Kontinuitätsprinzips Genüge zu tun, uns vorerst nur mit den Menschenaffen abgeben, die übrigen Affenarten sollten wir aber unberücksichtigt lassen. Dieser Standpunkt ist falsch, aus mehreren Gründen: es ist doch nicht so, der Mensch stamme vom Gorilla, Schimpanse oder Orang ab. Diese jetzt lebenden Affenarten sind auf Urformen zurückzuführen, ebenso wie die Abstammung des Menschen auf eine Urform zurückgeht. Wirklich nahe Beziehungen waren aber nur bei den Urformen vorhanden. Es kann sodann auch nicht behauptet werden, dem heutigen Menschen stünden die Menschenaffen psychisch am nächsten, denn erstens bieten diese Affenarten auch unter sich verschiedene seelische Strukturen dar, zweitens gibt es Charakterzüge, in welchen z. B. der Schimpanse dem nicht anthropoiden Pavian näher steht als dem Orang.[2] Auch anatomisch-physiologisch gilt dasselbe, ganz besonders, was die Genitalien anbelangt. Nach der Beschreibung Hartmanns sollen die männlichen Geschlechtsteile der Anthropoiden im großen und ganzen der menschlichen Gestalt und Anordnung folgen, doch sei es auffallend, daß „die Rute des schweinschwänzigen Pavians und anderer Hundsaffen einen noch weit menschlicheren Eindruck als diejenige der Anthropoiden (mit Ausnahme des Gorilla)“ hervorruft.[3] Demzufolge müssen wir lernen, das ganze Reich der Affen vorurteilslos in Betracht zu ziehen, wenn wir auch nur in dem

1) Vgl. Psychoanalyse und Logik. Imago-Bücher VII, 1924, S. 37—38.

2) „Fahriges, unstetes Gebaren, welches man als charakteristisch für Affen ansieht, ist den afrikanischen Anthropoiden nicht entfernt in dem Maße eigentümlich, wie niederen Primaten des afrikanischen Kontinents. Hievon abgesehen, wirken manche Paviane in einer Reihe von Eigentümlichkeiten des sozusagen alltäglichen Gebarens, Bewegungsart (besonders im Affekt), Lautgebung u. dgl. dem Schimpansen äußerst ähnlich. In eben solchen Dingen des fortwährenden Verhaltens besteht ein ganz gewaltiger Unterschied, fast eine Art Unvergleichbarkeit der Typen Schimpanse und Orang (also auch zwischen Pavian und Orang).“ W. Köhler: Die Methoden der psychologischen Forschung an Affen, S. 75. Aus Abderhalden: Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. VI, Teil D.

3) Hartmann, a. a. O. S. 179.

Falle befriedigt werden können, wenn eine Beobachtung als eine möglichst allgemeine Erscheinung anthropoide und ihnen wenigstens näher stehende Affenarten gleichmäßig betrifft.

Nach diesen allgemeineren Erörterungen wäre jetzt unsere Aufgabe, die Psychologie der Affen einer speziellen Musterung zu unterwerfen, inwiefern sie Modelle zu den Ödipus- beziehungsweise Kastrationskomplexen liefert. Es wird sich auch lohnen, den kompliziert gestalteten, durch gewisse Situationen hervorgelockten, durch gewisse Szenen in Erscheinung tretenden und durch gewisse Verhaltungsweisen sich kundgebenden Ödipus-Komplex aufzuteilen und uns zu einer partiellen Betrachtung Zutritt zu verschaffen. Dabei werden wir darauf gefaßt sein, solche Modelle und partielle Modelle aufzufinden, welche man als symbolische Darstellung der typischen Komplexe auch von der menschlichen Psychologie aus kennt, da doch unser Modellbegriff einen einfachen Denkzusammenhang fordert, was in der symbolischen Darstellungsweise der menschlichen Seele ebenfalls oft durchführbar ist[1] (z. B. Abreisen, Aus-den-Augen-Kommen des Vaters als Darstellung des Tötungsgedankens, vgl. mit sechstem partiellem Modell zum Ödipus-Komplex, S. 65—67). Während aber die symbolische Darstellung die Anwesenheit des Komplexes (im *Ubw*; in der Psychologie der Affen laut der früheren Anmerkung eine gehinderte Äußerung) fordert, ist mit der Konstatierung eines Modells keine solche (oder eine umgekehrte) Abhängigkeit ausgesagt.

A) Partielle Modelle zum Ödipus-Komplex

1) Situationen des strengen Vaters. Modelle: Brehm beschreibt den Leitaffen als einen äußerst strengen Herrscher. „Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam, und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold . . . Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, welche seinen Unter-

1) Es soll hier bemerkt werden, daß in der Psychologie der Affen der Begriff „symbolisch“ für „gerichtete Affektäußerungen“ bei gehinderter adäquater Handlungsweise reserviert werden könnte (z. B. Werfen in der Richtung des Sehnsuchtsobjektes). Auf die gerichteten Affektäußerungen macht Köhler aufmerksam (Intelligenzprüfungen usw., S. 64—65, Zur Psychologie des Schimpansen, S. 55).

gebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt."[1] Man werfe mir nicht vor, ich zitiere einen nicht vollständig verläßlichen, nach Volkstümlichkeit strebenden Autor! Die übrigen, neueren, ganz verläßlichen Beschreibungen stimmen mit dieser Beschreibung überein. Nach Köhler ist der Leitaffe Sultan ein Egoist *par excellence*.[2] In der Darstellung von Knottnerus-Meyer heißt es: „Alle beherrschend steht das stärkste Männchen da wie ein Despot, nicht belastet mit konstitutionellen Einrichtungen irgendwelcher Art." Nach seiner Beobachtung haben sich dem Capo, der Vorherrschaft des Stärksten alle bedingungslos zu unterwerfen. Er sei ein Despot orientalischer Art. „Hat er sich einmal, was oft recht schnell geht, zur Alleinherrschaft durchgebissen, dann braucht er seinen Launen und Begierden nicht mehr im geringsten die Zügel anzulegen, und — er tut es wahrhaftig nicht. Die Würde seines Auftretens, die Stöße, die er ihn nicht beachtenden, im Wege sitzenden Käfiggenossen versetzt, der verächtliche Blick, mit dem er seine Untertanen mustert, und deren scheues Zurückweichen zeigen, daß der Bandenchef sich seiner Würde bewußt ist und als solcher anerkannt wird." „So lebt denn die große Masse der Streber und Denunzianten, die jeden Abend wieder sich freuen, wenn sie am Tage das Fell gerettet haben, in ständiger Furcht des Herrn."[3]

Sokolowsky gibt ebenfalls eigene Beobachtungen bei den Rhesusaffen folgend wieder: Es warf sich der stärkste und älteste männliche Affe zum Führer auf und ging bei etwaigen Anlässen rücksichtslos gegen seine Artgenossen vor. „Am Tage, wenn alles durcheinanderlief, führte er unbedingt das Kommando, strafte Ruhestörer, trennte Streitende und genoß in geschlechtlicher Hinsicht unbedingtes Vorrecht . . . Die von ihm begehrten weiblichen Exemplare ergaben sich ihm unbedingt zum geschlechtlichen Genuß ohne viel Widerstreben; oft setzte es hiebei stürmische Szenen ab, indem er sich sein Mannesrecht durch gewalttätigen Einspruch erkaufte." Auch von den Pavianen und Meerkatzen erzählt er, daß in ihren, nicht selten aus sehr vielen Individuen bestehenden Banden besonders große, starke und ältere Männchen als Führer fungieren. Diese Leitaffen sollen häufig äußerst rabiate, unleidliche Wesen sein, die mit den Genossen grob und rücksichtslos verfahren.[4]

---

1) Brehms Tierleben, 2. Aufl. 1876, I. Bd., S. 48.

2) W. Köhler: Intelligenzprüfungen usw. S. 5.

3) Th. Knottnerus-Meyer: Tiere im Zoo. Beobachtungen eines Tierfreundes, 1924, S. 21, 32, 33. Viele der hier niedergelegten Beobachtungen stammen aus dem „Affenparadies" des Tiergartens, wo die Affen ein möglichst freies Leben führten.

4) A. Sokolowsky: Affe und Mensch in ihrer biologischen Eigenart, 1911, S. 67, 68.

2) Verhaltungsweise des strengen Vaters, der den Sohn im geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter hindert. Modelle (statt Vater: Bandenführer, statt Sohn: männliche Mitglieder der Bande, statt Mutter: weibliche Mitglieder der Bande). Man erfährt, daß alle älteren zeugungsfähigen Weibchen, sei ihre Zahl noch so groß, ausschließlich dem Herrscher gehören, und daß gerade die stärksten Männchen von ihm am schärfsten überwacht werden.[1]

3) Verhaltungsweise des Sohnes, der den geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter begehrt. Modelle: Die vom Führer zurückgesetzten Männchen bleiben trotzdem keine Junggesellen, der Führer muß stets auf der Hut sein, um seine geschlechtlichen Rechte zu bewahren; er muß die Konkurrenten energisch fernhalten,[2] es herrschen doch ständig Eifersüchteleien und Nebenbuhlerschaften unter den Affen.[3]

4) Szene des Kampfes zwischen Vater und Sohn mit Tötung des Vaters. Modell: Es liegen ältere Angaben vor (Winwood Reade, angeblich verläßlich;[4] Huxleys Berichterstatter[5]), nach welchen bei den Gorillas in jeder Gruppe nur ein erwachsenes Männchen geduldet wird; beim Heranwachsen der jungen Männchen beginne nämlich ein Kampf und der stärkste soll nach Tötung oder Forttreiben der übrigen sich als Oberhaupt auftun. (Im Modell statt Töten auch Vertreiben! — ob Vater oder Sohn getötet wird, ist nicht bestimmt, vertauschbar.) Auch ein Modell des Bruderkampfes ist hierin mitangegeben.

5) Szene der Empörung gegen den strengen Vater. Modelle: Es ist sehr auffallend, daß der Führer, ist er auch als „orientalischer Herrscher" beschrieben, doch nicht vollständig konstitutionslos regiert. Seine Rücksichtslosigkeit darf scheinbar eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Derselbe Leitaffe, bei dem Sokolowsky die gewaltsamsten Akte zur Bewahrung seiner Rechte sah, gestattete ab und zu auch jüngeren männlichen Affen die Ausübung des sexuellen Verkehrs, ohne einzuschreiten.[6] Weshalb? Die Antwort kann aus der Erfahrung von Knottnerus-Meyer geholt werden,

1) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 52, 53.
2) Sokolowsky, a. a. O. S. 68.
3) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 52.
4) Brehm, a. a. O. S. 66.
5) Hartmann, a. a. O. S. 215.
6) Sokolowsky, a. a. O. S. 68. Ob das neben der früher erwähnten Erfahrung, daß nämlich gerade die stärksten Männchen vom Führer besonders überwacht werden, keine Beziehung zur Latenzperiode, zur zweizeitigen Entwicklung der Sexualität beim Menschen hat?

nach welcher aus verschiedenen Anlässen Palastrevolutionen vorzukommen pflegen. Eine solche Empörung entstand, als nach der Herrschaft eines brutalen „Capo", der wegen seiner bösen Art von der Direktion des zoologischen Gartens zum Tode verurteilt wurde, seine Witwe die Herrschaft auf eine Weile an sich zog,[1] ein anderes Mal entstand eine Empörung, als ein neuer starker Rhesus-Affe, nach dem Tode des Hauptes, die Herrschaft an sich riß. Er „kannte nicht die Familienbezüge seiner Untertanen, wußte nicht, daß einige kleine Affen im Dorfe geboren waren und darum den Schutz aller genossen. Brutal, wie er war, mißhandelte er einige von ihnen, und als er dann auch noch die dazwischentretenden Mütter, zwei prächtige Äffinnen ohrfeigte, kam es zum Aufstand. Alles fiel über den ‚Risiko' her, und zum Schluß warf man ihn ins Wasser. An dem Rande des Wasserbeckens blieben drei junge Männchen als Wache zurück und sobald der ‚Risiko' Miene machte, das recht kühle Bad zu verlassen, riefen sie durch Alarmschreie die Bande herbei".[2] Auch ein Affenführer „Martino" war sehr brutal. Er war längere Zeit Herrscher einer größeren Hamadryasbande. Er war äußerst eifersüchtig; fressen ließ er aber seine Bevorzugten noch weniger als die übrigen. „Eines Tages kam es zu einer Art Hungerrevolte. Drei jüngere Männchen gingen gegen Martino vor, er mußte flüchten, und — sein ganzer Harem schloß sich pünktlichst den neuen Machthabern zu . . . sein jüngerer Bruder wurde sein Nachfolger."[3]

6) Szene, in welcher der Sohn nach Tötung des Vaters mit der Mutter geschlechtlich verkehrt. Modelle: Als Fortsetzung der oben an erster Stelle berichteten Palastrevolution wird erzählt, daß, als man den getöteten Capo forttrug, „sah ihm seine Witwe hoch vom Baume aus nach, solange sie ihn sehen konnte. Weniger aber aus Schmerz als aus Freude, daß dieser brutale Gatte nicht mehr war, denn während der Wärter den Toten forttrug, vereinigte sie sich schon in luftiger Höhe mit dem neuen Gatten, der bisher im Trupp keine beneidenswerte Rolle gespielt hatte".[4]

Ein ganz spezielles hieher gehöriges Modell wird verständlich, wenn man beachtet, was unser Begriff „Tod" bei den Affen bedeuten soll. „Aus den Augen — aus dem Sinn" sollte in der Affensprache heißen: Aus den Augen — gestorben, tot! Köhler stellt fest, daß die in der Gruppe verbliebenen Affen (Schimpansen) ein isoliertes Tier nur dann bemerken,

1) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 50.
2) Daselbst, S. 51.
3) Daselbst, S. 42.
4) Daselbst, S. 50.

wenn letzteres Lärm schlägt; es fällt, ebenso wie ein nicht schreiender kranker oder sterbender Affe, wenn er nicht gerade vor ihren Augen liegt, ganz aus ihrem Interessenkreise.[1] Die Existenzfrage scheint bei ihnen nur durch Sinneseindrücke fundiert zu sein. Rhesus-Äffinnen sollen ihre toten Kleinen noch tagelang mit sich herumschleppen, ihnen das Fell durchsuchen und sie an sich drücken, und sollen sie erst nach langen Tagen im Stich lassen, wenn sich nämlich die Verwesung allzustark bemerkbar macht; dann beachten sie die Leiche aber gar nicht mehr.[2] Es ist allerdings demgegenüber auch möglich, daß ein totes Tier starke Wirkung auf den ihn Liebenden ausübt,[3] doch auch in diesem Falle ist es nicht das Totsein, sondern der Augenblick des Fortnehmens der Leiche, des Scheidens, welcher die niederschlagende Wirkung hervorruft, in welcher dann das allein gebliebene Tier eventuell verbleiben kann. „Ein Beispiel zärtlicher Gattenliebe zeigte ein brauner Pavian. Als diesem sein Weibchen gestorben war, schien er zunächst von ihrem Tode keine Notiz zu nehmen. Er hielt es für schlafend und folgte bereitwillig, als er abgelassen werden sollte, in dem Glauben, sein Weibchen komme nach. Als er sich aber getäuscht sah und man das tote Tier aus dem Käfig nahm, raste er vor Wut und Schmerz. Tagelang saß er ganz apathisch da, ohne zu fressen.“[4]

In der Umkehrung dieser Verhältnisse finden wir dann auch bei den Affen das Sichtotstellen als zweckmäßige Handlung vor (sich Ducken und Totstellen, bis die böse Laune des Gatten, eines Hamadryas, wich;[5] um ihre Opfer zu täuschen).[6]

Von dieser foppenden Weise führt dann nur ein Schritt zum Selbstfoppen, in der Form des Nichtbeachtens eines Feindes. So beachtete eine Schimpansin den im Nachbarkäfig wohnenden anderen Schimpansen gar nicht, wahrscheinlich aus tiefer Eifersucht, da sie so sehr an ihrem Wärter hing. „Ein Zusammentreffen im gleichen Käfige würde wohl zu einem Kampfe auf Leben und Tod geführt haben. Räumlich getrennt beachtete man sich nicht. Ähnliche Beobachtungen kann man ja auch an

1) W. Köhler: Zur Psychologie des Schimpansen, S. 12.

2) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 44.

3) Die Trennung von der Gruppe verursacht im isoliert verbleibenden Tier, besonders bei den jüngeren, Angst.

4) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 23.

5) Daselbst, S. 41.

6) Romanes: Die geistige Entwicklung im Tierreiche. 1885, S. 343—345, durch zwei Beobachter, unabhängig voneinander, gesehen.

Hunden machen.[1] Auch ihre ehemaligen Herren wollen die dem Tiergarten übergebenen Affen nicht erkennen. „Es liegt bewußte Nichtachtung vor“, sie wollen vom unzuverlässigen Herrn nichts mehr wissen.[2] Es könnte heißen: ich sehe dich ja nicht, also du bist „tot“.

So wäre also das Nichtbemerken, Nichtvordenaugenhaben ein Modell des Todeswunsches. Dann aber können wir ein sehr wichtiges Modell der letztangegebenen Ödipus-Szene hier anreihen: das Stelldichein der Affen und Äffinnen im Graben, in einer Grotte, nachdem sie scheinbar ungezwungen nach dem Häuptling sich umsahen und ihn nicht aufmerksam fanden.[3]

B) Modelle zum Kastrationskomplex

1) Es wäre eigentlich schon von einem „biologischen Modell“ zu sprechen. Die meisten Nicht-Anthropoiden besitzen einen Schwanz, den Menschenaffen fehlt ein solcher gänzlich.[4] Aber auch ein Charakteristikum altweltlicher Affen, die Gesäßschwielen, fehlen (mit Ausnahme des Gibbons, bei dem sie rudimentär nachzuweisen sind) den Anthropoiden.[5] Es ist weiterhin auffallend, was beschrieben wird: „Alte Individuen (Orang) verlieren nicht allein sehr häufig die Nägel ihrer großen Zehen, sondern zuweilen sogar noch die Nagelglieder derselben. Es ist dies nicht bloß ein Effekt jener Krankheit gefangener Individuen, jenes gar nicht selten an Meerkatzen, Hyänen usw. zu beobachtende Abfallen von Schwanz- und Nagelgliedern, sondern es kommt auch bei freilebenden Orangaffen vor.“[6]

2) Modell, als Reißen, Abreißen am fremden Körper. Von verschiedenen Beobachtern ist beschrieben worden, wie die Affen langschwänzige Affen oder andere Tiere am Schwanze ziehen, einige Schimpansen Abneigung gegen Affen mit langen Schwänzen haben;[7] ein Siamang ergriff, sobald er nur konnte, einen seiner mitgefangenen Affen und „trieb mit dem Schwanze wahren Unfug“.[8] Von einigen Pavianen schreibt Brehm,

---

1) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 10.

2) Daselbst, S. 43.

3) Daselbst, S. 53. Die relative Realangepaßtheit dieser Handlungsart soll einen nicht beirren.

4) Siehe z. B. Brehm, a. a. O. S. 55.

5) Hartmann, a. a. O. S. 41. Sokolowsky, a. a. O. S. 56. Daß Gesäßschwielen zum Genitalapparat gehören, zeigt ihre Schwellung und Rötung während der Menstruation. (Hartmann, a. a. O. S. 179.)

6) Hartmann, daselbst, S. 38.

7) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 10.

8) Groos: Die Spiele der Tiere, 2. Aufl., 1907, S. 143.

sie hätten ihre Gesellen, einige Budengs maulschelltiert, „gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören".[1] Ein weiblicher Pavian ergriff wieder beim Schlafe den Schwanz eines Hundes und erweckte den Schlafenden durch einen plötzlichen Riß am Schwanze; nach Reuggers Beobachtung zerren die Affen Hunde und Katzen beim Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus.[2] Über Federausrupfen am ganzen Körper des Vogels berichtet Romanes sehr anschaulich („der Affe nahm die Krähe bedächtig zwischen seinen Knien und fing an mit dem größten Ernste zu rupfen" — in einem Falle; in einem anderen wurde sogar beobachtet, wie der Affe dabei den Saft aus dem Ende der großen Federn zu saugen pflegte[3] — man vergleiche das mit dem Lausen!) Nach Rothmann und Teuber sollen die Schimpansen gelegentlich Eidechsen fangen und besondere Freude daran haben, diese an dem Schwanze zu zupfen.[4] Auch über Zerren an den Haaren wird berichtet,[5] und da wir anderseits wissen, daß Kopfhaare in der Wut emporgesträubt werden,[6] ebenso wie eine Erektion in der Wut entstehen kann,[7] ist es fraglich, ob nicht diese Körperveränderungen besondere Anlässe zum Reißen abgeben können.

3) Modell, als „Verletzungen hervorrufen". Aus den Köhlerschen Beschreibungen ist bekannt, daß es Schimpansen viele Freude macht, einen spitzen Stock beim Heranschleichen mitzunehmen und dem ahnungslosen Opfer damit plötzlich an die Beine, in den Leib zu rennen.[8] — Fremdkörper herausheben und Furunkel ausdrücken am anderen Tiere[9] kann eine realangepaßte Anwendung dieser beiden Modelle sein.

---

1) Groos: Die Spiele der Tiere, 2. Aufl., S. 144.

2) Daselbst, S. 144.

3) Romanes, a. a. O. S. 343—345.

4) M. Rothmann und E. Teuber: Aus der Anthropoidenstation auf Teneriffa, 1915. — Fr. Alverdes berichtet über ganz ähnliche Beobachtungen (Tiersoziologie, 1925, S. 92), meint aber, das wären Folgen der Beschäftigungslosigkeit in der Gefangenschaft. Es sei nun hervorgehoben, — und dies bezieht sich auf das ganze hier vorgeführte Tatsachenmaterial — daß auch aus Beschäftigungslosigkeit nichts zur Erscheinung gelangen kann, was nicht seine vorgezeichneten Bahnen hat, ebenso, wie die Affen nur das nachahmen, was in ihrer eigenen Natur liegt. (Vgl. über das letztere besonders Köhler: Intelligenzprüfungen usw., S. 48, 49.)

5) Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 36.

6) Bei Orang und Gorilla, Hartmann, a. a. O. S. 24 und 148; in ängstlicher Erregung beim Schimpansen Sträuben aller Haare weitab vom Körper, Köhler, Zur Psychologie des Schimpansen, S. 13.

7) Köhler, Intelligenzprüfungen usw. S. 35.

8) Daselbst, S. 60.

9) Köhler: Zur Psychologie des Schimpansen, S. 30.

4) Modell, welches im „Lausen“ mitgegeben ist. Es wurde das Lausen bereits durch die Wiederherstellung des Mutter-Kind-Verhältnisses, also als die temporäre Überwindung eines Modells zum Kastrationskomplex, der Lostrennung von der Mutter, erklärt.[1] Es soll auch hervorgehoben werden, daß „das Herumsuchen unter dem Fell, auf der Haut, am Anus usw.“ stattfindet, Anus und Genitalien aber einer sehr engen Region angehören und die Genitalien nach hinten verschoben sind.[2]

5) Modell, welches im angstvollen Fernhalten des Vaters vom Säugling mitgegeben ist. (Vgl. die *ubw* Gleichung Penis-Kind.) Es wird vielfach berichtet, daß die Mutter den Vater (auch die übrigen Genossen) von den Jungen ängstlich fernhält.[3]

1) Hermann: Zur Psychologie der Schimpansen, a. a. O. S. 85, 86.

2) Köhler: Intelligenzprüfungen, S. 69.

3) Alverdes, a. a. O. S. 42; Knottnerus-Meyer, a. a. O. S. 23. — Zum eventuellen Kastrationskomplex des Weibchens: Während beim Gorilla-Männchen der äußere Geschlechtsapparat von einer faltigen Bauchhaut überdeckt wird, so daß er im Zustande der Ruhe nur wenig hervortritt, zeigt sich der weibliche deutlich, mit sehr großen Nymphen und großer Klitoris. (Hartmann, a. a. O. S. 18.)

Eine okkultistische Bestätigung der Psychoanalyse

Von Dr. F. Lowtzky (Berlin)

Die Theorie Freuds vom unbewußten psychischen Sinn neurotischer Symptome findet eine bemerkenswerte Bestätigung in den von E. Magnin in Paris veröffentlichten Fällen der Frau H., der Frau G. und der Frau M.[1]

Frau H. litt an einer schweren Zwangsneurose. Sieben Jahre hindurch hatte sie sich ohne Erfolg von den hervorragendsten Ärzten behandeln lassen; sie wurde Herrn Magnin von ihrem Nervenarzt zur psychoanalytischen Behandlung empfohlen. Dieser nahm aber keine Psychoanalyse vor, da sich — ihm selber unerwartet — die Möglichkeit bot, mit Hilfe eines Mediums in das unbewußte Erleben der Patientin vorzudringen, ihr die eigentliche Bedeutung der pathologischen Symptome ihrer Krankheit zu erklären und sie im Verlauf einer Sitzung vollständig zu heilen.

Das Vorhandensein telepathischer Fähigkeiten bei einigen Somnambulen wird von niemand, der sich mit dieser Frage befaßt hat, bezweifelt. Darum ist es auch nicht erstaunlich, daß es Magnins „Hellseherin" gelang, in die geheimsten, ihr selber unbekannten Tiefen der Seele der Patientin einzudringen.

Das Verfahren, Nervenkrankheiten durch ein Medium zu heilen, ist längst bekannt. Bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Heilverfahren von Dr. Despine, der weit über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus den Ruf eines erfahrenen Arztes hatte, auf das wärmste empfohlen.[2] Die Heilung von Nervenerkrankungen durch mediumistische Einflüsse ist natürlich zu unsicher, als daß sie als methodisches Heilverfahren in Betracht käme, da Somnambule, die über telepathische Fähigkeiten verfügen, eine Seltenheit sind, noch seltener aber in der erforderlichen Stimmung sind, ihre seltene Begabung auch anzuwenden. Der von Magnin beschriebene Fall ist nicht wegen des neuen Heilverfahrens, wie er meint, bemerkenswert, sondern wegen der An-

---

1) Magnin: Obsession — Persécution à allure spiritoïde, guérie par entente avec la personnalité obsédante. Revue Métapsychique, Nov. Déc. 1921, N. 8, p. 436—441. — Magnin: Devant le mystère de la névrose. Paris 1920, p. 54—60.

2) A. Despine: „Observation de médecine pratique", 1838, p. 19, 20, 174.

schaulichkeit, mit welcher der Fall der Frau H., dank diesem Verfahren, die Richtigkeit der Grundlagen der Freudschen Theorie bestätigt.

Frau H.s Krankheit bestand „in der Furcht zu fallen", sie war vom Gedanken besessen, daß sie „fallen müsse". Sie wurde ständig von diesem Gedanken verfolgt, auch dann, wenn sie sich in voller Ruhe befand. Bei jedem Gehversuch fiel sie. Die Fälle, daß sie hinstürzte, mehrten sich täglich — von fünfundzwangzig- bis zu vierzigmal. Die Kranke behauptete hartnäckig, daß sie nicht hinfiele, sondern daß sie „zu Boden geworfen würde".

Eines Tages saß Frau H. im Wartezimmer Magnins mit einigen anderen Damen und wartete, bis die Reihe an sie käme. Eine der Damen hatte mediumistische Fähigkeiten. Obwohl das Medium kein Wort mit Frau H. gewechselt hatte, obwohl sie einander gar nicht kennen konnten, da sie in verschiedenen Städten Frankreichs lebten, sah das Medium an der Seite von Frau H. „ein böses, gewalttätiges, grobes, rachsüchtiges Wesen — einen sehr bösen Geist", was sie Magnin mitteilte. Genau mit denselben Wendungen hatte die Patientin Magnin ihren Vater geschildert. Die Mitteilung erregte sein Interesse. Er veranstaltete eine Begegnung der beiden Damen in seinem Arbeitszimmer, verschwieg aber beiden gegenüber sorgfältig, was er vom Leben der einen und der andern wußte.

Die „Hellseherin" verfiel gleich nach ihrer Ankunft in Trance. Ihr Gesicht verzerrte sich und nahm einen brutalen Ausdruck an. „Meine Tochter, meine arme Tochter," sagte sie, „die Füße schmerzen mich ... Ich wollte nichts Böses tun ..." „Wem?" fragte Magnin. „Meiner Tochter." „Wie heißt sie?" „Jeanne." Das Medium fuhr fort zu klagen, stöhnte, bewegte die Arme. Plötzlich ergriff es die Hand der Kranken und sagte: „Luise, meine arme Luise (sie hieß in der Tat so), ich habe dir viele Qualen bereitet ... Warum hast du mir aber auch immer verboten auszugehen, warum hast du jeden meiner Schritte bewacht? Weißt du noch ... Dieser Paletot?"

Hierauf erzählte der Geist ausführlich seine Lebensgeschichte, wie er viele Jahre vor seinem Tode zu kränkeln begann; die Tochter wäre stets besorgt um ihn gewesen, voller Liebe und Aufmerksamkeit; dieses Verhalten habe er aber als eine Vergewaltigung seines Willens empfunden, als Zwang, dem er sich nicht habe fügen wollen. „Sterbend hatte ich den Gedanken, daß meine Tochter, meine Luise, mir das Leben verbittert, mich meiner Unabhängigkeit beraubt, mir nicht erlaubt hatte auszugehen, mich frei zu bewegen, und ich heftete mich an sie, damit sie ihren Fehler einsehe. Sie muß mir deswegen nicht böse sein ... Ich habe niemandem Böses getan ... Sie haben mir die Augen geöffnet, ich danke Ihnen für alles, was Sie für sie tun: Sie geben mir moralische Erleichterung, indem Sie ihr physische Erleichterung schaffen."

Alles, was das Medium sagte, entsprach den Tatsachen. In der Tat war der Vater der Frau H. eine despotische, aufbrausende, unduldsame Natur; er duldete nicht den geringsten Widerspruch. Wegen des Mantels hatte er einmal mit seiner Tochter Streit gehabt — trotz Winterkälte und trotz seines hohen Alters hatte er ihn nicht anziehen wollen. Die Besorgtheit der Tochter

um ihn konnte ihn rasend machen. In einem solchen Wutanfall war er gestorben.

Man kann sich leicht vorstellen, was für einen erschütternden Eindruck dieser Tod auf die Tochter machen mußte. Sie, die ihrer Natur nach „sehr nervös und ängstlich Veranlagte", war ihrem Vater zärtlich zugetan. Naturgemäß mußte der Tod des Vaters eine furchtbare Seelenerschütterung zur Folge haben, da er ja in einem Wutanfall gegen sie gestorben war mit dem Gedanken, „daß sie ihm das Leben vergällt habe". Es ist verständlich, daß dieser Gedanke sich in ihr festsetzen mußte. Sie erwähnt ihn aber nicht, hat keine Erinnerung an ihn, und hieraus folgt, daß es ihr gelungen war, ihn zu verdrängen; die ins Bereich des Unbewußten vertriebene Idee blieb aber nach wie vor lebendig, „heftete" sich an sie und offenbarte sich in Form eines Krankheitssymptoms, welches die Verwirklichung ihres unbewußten Wunsches — für ihre Schuld am Vater gestraft zu werden — symbolisch zum Ausdruck brachte. Sie „muß fallen", und dieses Fallen erfolgte darum mit solcher Vehemenz, — hatte es doch mitunter Verwundungen und sogar Knochenbrüche zur Folge — weil es die Verwirklichung des Wunsches der Kranken, bestraft zu werden, darstellte.

„Die Furcht zu fallen", der Gedanke, daß sie „fallen müsse", daß sie „zu Boden geworfen werde", diese Ideen, von welchen die Kranke besessen ist, das Fallen selbst, das Verletzungen und Knochenbrüche zur Folge hatte, sind mehrfach determiniert.

Die Kranke hat „Angst zu fallen". Jede Angst ist die Äußerung einer verdrängten sexuellen Regung. Das Medium, welches das Unbewußte von Frau H. getreu widerspiegelt, behauptet, der Vater „hafte" an der Tochter, „er zwinge sie zum Fallen".

Jeder Kranke hat, nach Freud, in seinen Behauptungen irgendwie recht, wenn er es auch nicht wisse, wieso und warum. Jede Phantasie (in diesem Falle die Behauptung der Frau H.) ist eine Wunscherfüllung, welche so wie der Traum oft mit dem Gegenteil arbeitet. Es ist die Tochter, die an den Vater gebunden ist, die sich von dem Vater nicht loslösen kann, sie ist es, die an ihm „haftet" und nicht er an ihr; es ist ihre Bindung an den Vater, die sie zum „Fallen" bringt. Ja, sie fällt tatsächlich und dieses Fallen ist eine symbolische Darstellung der Erfüllung ihres infantilen Wunsches („sie wird zu Boden geworfen"). Ihre inzestuösen Gefühle kommen klar zum Vorschein in ihrer ambivalenten Einstellung zum Vater. Die überzärtliche Liebe und Sorge um den Vater, die ihm sein Leben unerträglich machten und ihn schließlich zum Tode führten. Sterbend hat er den Gedanken gehabt, daß seine Tochter ihm das Leben verbittert, ihn seiner Unabhängigkeit beraubt hat, ihm nicht erlaubt hat auszugehen und sich frei zu bewegen. Er ist mit der Tochter unzufrieden: in einem Wutanfalle gegen sie ist er auch gestorben. Entgegengesetzt der zärtlichen Neigung der Tochter sind die Gefühle des Vaters zu ihr feindselig: er fühlt eine Verbitterung gegen sie. Diese Versagung der Liebe ist es wahrscheinlich, die die feindseligen Gefühle der Tochter verursacht hat, es ist die unbewußte Rache für die unerwiderte Liebe.

Die Verletzungen beim „Fallen" sind die Strafe für das moralische Fallen, für das infantile Begehren des Vaters von seiten der Tochter; sie sind aber auch die Strafe für ihre feindseligen Regungen gegen denselben. Frau H. weiß nicht, was sie dazu veranlaßt, immer dasselbe zu wünschen und dieselbe Handlung zu wiederholen, weil die Ursachen, welche die Idee, von der sie verfolgt wird, hervorrufen und sie zu bestimmter Handlungsweise veranlassen, unter der Schwelle ihres Bewußtseins, im Willensbereich ihres Unbewußten liegen — und diesen Willen nun empfindet sie als eine fremde, in ihr wirkende Kraft; daher „fühlt" sie auch, daß sie nicht selber fällt, sondern daß sie „zu Boden geworfen wird".

Das Medium behauptet, daß Frau H. von dem Vater „zum Fallen gezwungen" werde. Außer des Hinausprojizierens der eigenen Gefühle auf den Vater, hat diese Behauptung noch einen anderen Sinn: Es handelt sich um eine Introjektion des Vaters, um die Identifizierung mit ihm, um Bildung des Über-Ichs (des Ich-Ideals), das gegen das arme verschuldete Ich wütet und es durch Verletzungen und Knochenbrüche für seine inzestuösen und feindseligen Gefühle gegen den Vater straft. „Ich hefte mich an sie," sagt der Vater, „damit sie ihren Fehler einsieht . . . Sie muß mir deswegen nicht böse sein." Die Kranke identifiziert sich also mit ihrem Vater, von dem sie zu Boden geworfen und auf diese Weise bestraft wird. Freud berichtet in seinen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse"[1] einen außergewöhnlich interessanten Fall einer solchen Identifizierung.

Die Fähigkeit der Identifizierung zeigt sich auch bei Medien. Bei der Begegnung der „Hellseherin" mit Frau H. in Magnins Arbeitszimmer verfiel sie erst in Trance, d. h. in einen hypnotischen Zustand. Äußerungen mediumistischer Ekstase müssen nach James als Folge hypnotischer Beeinflussung betrachtet werden. Das Medium findet sich in seine Rolle, weil das von den Anwesenden erwartet wird.

Spiritistischer Lehre zufolge können die Geister Verstorbener durch Medien mit lebenden Menschen verkehren. Magnin selber bekennt sich als „überzeugter Adept zu dieser Lehre". Die Somnambule teilte augenscheinlich diese Überzeugung, sonst hätte sie jenen alten Mann, den sie in Magnins Wartezimmer gesehen hatte, nicht einen „bösen Geist" genannt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein in Trance befindliches Medium die Rolle spielt, die die Anwesenden und die es selber von sich erwartet. Es „verkörpert" den verstorbenen Vater der Frau H., d. h. es identifiziert sich mit ihm, es spielt seine Rolle.

Diese Fähigkeit zur „Verkörperung", zur Personifizierung ist eine der grundlegenden Eigenschaften des Unbewußten. Wird einem im Zustande der Hypnose befindlichen Menschen irgendeine Idee suggeriert, die er zu personifizieren habe, so geht er diese Verkörperung ein. Man kann ihm beispielsweise suggerieren, er wäre ein Vogel, ein Kind, ein König — und er wird sich einbilden, er wäre es, wobei er seine Rolle häufig meisterlich, geradezu mit erstaunlicher Vollendung spielt. Diese Fähigkeit der Somnambulen zu personifizieren, wird von

1) Ges. Schriften, Bd. VII, S. 268—270.

Morton Prince durch das den Menschen eigentümliche Streben erklärt, ihren geistigen Gehalt als Person zu gestalten. Dieses Streben des subliminalen „Ich" nach Personifizierung, nach dem bildlichen Ausdruck für die von ihm durchlebten Empfindungen ist recht eigentlich die ihm eigentümliche Ausdrucksart, seine eigene Sprache, die die Stelle der artikulierten Sprache des Bewußtseins vertritt. Die moralische Kränkung, die von der Kranken als „Schlag ins Gesicht" empfunden wurde, wird vom Unbewußten auf symbolische Weise in Gestalt von Gesichtsneuralgien zum Ausdruck gebracht. Auch in Träumen finden wir die symbolische Sprache des Unbewußten wieder. Die Personifizierung, „das Bestreben den geistigen Gehalt als Person zu gestalten", ist eben dieselbe Art des Ausdrucks von inneren Erlebnissen des subliminalen „Ich", das seinen geistigen Gehalt zu Personen und Handlungen umprägt. Das Medium wird zur Verkörperung des verstorbenen Vaters der Frau H., es spielt seine Rolle, d. h. es identifiziert sich selber mit ihm, wie die junge Frau in dem oben angeführten Freudschen Falle sich mit ihrem Manne identifizierte und dessen Rolle spielte. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß die junge Frau in dem von ihr verkörperten Bilde den Gehalt der eigenen unbewußten Vorgänge wiedergibt, während Magnins „Hellseherin" wie ein Spiegel das, was sich unter der Schwelle des Bewußtseins der Frau H. ereignete, widerspiegelte.

Die Möglichkeit einer Gedankenübertragung ohne Beteiligung der Sinnesorgane wird von hervorragenden gelehrten Autoritäten anerkannt. Fr. Myers, der die Grundlagen zur Erforschung des Subliminalen geschaffen und diesen Untersuchungen fast seine ganze Lebensarbeit gewidmet hat, gibt zu, obwohl er leidenschaftlicher Anhänger des Spiritismus ist, daß die vom Medium verkörperten Gebilde aus dem auf telepathischem Wege übertragenen, bewußten oder unbewußten Gedankengehalt der Anwesenden entstehen können.[1] Zum selben Ergebnis gelangte auch der bekannte Schweizer Psychologe Th. Flournoy, der sich jahrelang mit mediumistischen Erscheinungen befaßt hat. Er teilt mit, das Medium könne in Trance mit so außerordentlicher Darstellungskraft einen Verstorbenen, den es nie gekannt habe, verkörpern, daß es den Anwesenden die unumstößliche Überzeugung von der Echtheit des „Geistes" vermittelt. Sie ahnen nicht einmal, daß das Medium sich der Erinnerungen eines der Anwesenden bedient, die in ihm das Bild des Verstorbenen erstehen lassen, der sich dann wie in einem Spiegel im Unbewußten des Mediums widerspiegelt. Mit verblüffender Ähnlichkeit reproduziert das Medium den Verstorbenen in Worten und Handlungen, aber der Verstorbene hat zu diesem Bilde nicht die geringste Beziehung.[2]

*

Das Medium verkörperte nicht nur das aufs Medium übertragene Bild des Greises, es hat diesen auch vor sich gesehen.

Die Fähigkeit der Somnambulen, in „Bildern zu denken" und ihre Gedanken in Halluzinationen zu verwandeln, wird von allen Beobachtern, die sich mit

1) F. W. Myers: La personnalité humaine. 1905, p. 558, 559.
2) Th. Flournoy: Esprits et mediums. p. 481.

der Erforschung dieser Frage befassen, festgestellt. „Ihr (der Somnambulen) Denken", sagt Janet, „ist farbig und lebendig, es ist Bild und . . . fast immer Halluzination".[1] Als P. Janet eine Somnambule fragte, wieviel Uhr es sei, antwortete sie ihm zuerst: „Warten Sie, ich sehe es nicht", und fügte dann hinzu: „Jetzt weiß ich es." Sie sah das Zifferblatt mit den Zeigern vor sich, die die Stunden angaben.[2] Halluzinationen lassen sich bei Somnambulen durch Suggestion künstlich hervorrufen. Die Fähigkeit einer solchen Objektivierung seiner Gedanken besitzt nicht nur das Bewußtsein, sondern auch das unbewußte „Ich", wobei der Gedankeninhalt des Unbewußten zum Gegenstand von Halluzinationen des Bewußtseins werden kann.[3] Deshalb ist dem Menschen, der sie im normalen Zustande erlebt, die Entstehung von Halluzinationen dieser Art völlig unverständlich.

Das erstemal sieht die „Hellsichtige" das Bild des verstorbenen Greises im Wartezimmer Magnins. Die von der Tochter ihrem Unbewußten telepathisch vermittelte Vorstellung von ihm wird zum Gegenstand einer Halluzination ihres Bewußtseins, dem der Greis völlig unbekannt war, und das natürlich sein Erscheinen als etwas Jenseitiges erklärt. Das zweitemal sieht sie ihn im Sprechzimmer Magnins, und zwar in eben jenem Überzieher, der Ursache des Streites zwischen ihm und seiner Tochter gewesen war, und der sich deshalb ihrem Gedächtnis besonders deutlich hatte einprägen müssen.

Die Somnambule gab eine ungemein exakte, sehr treue und detaillierte Beschreibung des Greises, ganz als ob sie ihn leibhaftig vor sich sähe. Diese außerordentliche Lebendigkeit der Halluzination, die ihre Wahrnehmung wirklichen Empfindungen ähnlich macht, wird auch von P. Janet[4] und anderen hervorragenden Psychologen festgestellt. Dem bekannten französischen Gelehrten A. Binet[5] gelang es, die Ursache einer solchen Realität der Halluzination auf experimentellem Wege festzustellen. Die „Gedankenbilder", wie er sie nennt, wurden von ihm auf einer Leinwand fixiert und einer genauen Untersuchung unterzogen, welche ergab, daß die Wahrnehmung dieser Bilder einer sonstigen Empfindung gleich ist. Bei der Fortsetzung dieser Untersuchungen konstatierten die italienischen Gelehrten Lombroso und Ottolenghi,[6] daß diese Bilder den optischen Gesetzen unterliegen, als wären sie reale, außerhalb des Subjektes befindliche Gegenstände. Ihre Beobachtungen wurden durch experimentelle Untersuchungen bestätigt. Auf Grund ihrer zahlreichen Versuche kamen diese Gelehrten zum Schluß, daß die Vorstellungen nach außen projiziert, exterriorisiert werden, in den Raum hinaustreten und darauf wieder wahrgenommen werden können, als wären sie wirkliche, außerhalb des Menschen

1) P. Janet: L'automatisme psychologique. Paris, F. Alcan, 1903, p. 206.
2) Op. cit., p. 206.
3) Op. cit., p. 433, 434.
4) Op. cit., p. 147.
5) A. Binet: La vision mentale. Rev. philos. T. 27, 1889, p. 346, 347, 354, 355, 357.
6) Lombroso et Ottolenghi: L'image psychique et l'acuité visuelle dans l'hypnotisme. Rev. philos., 1890, T. 29, p. 73.

existierende Bilder. Der menschliche Gedanke kann sich objektivieren, die Form realer Wirklichkeit annehmen, weshalb die Wahrnehmung solcher optischer Phänomene mit Empfindungen identisch ist.

*

Ein anderer, nicht weniger charakteristischer Fall einer wunderbaren Heilung ist die Heilung der Frau G., einer jungen Frau von 28 Jahren. Die Kranke litt jahrelang an starken nervösen Kopfschmerzen, denen sich dann zuletzt auch ein Selbstmordzwang zugesellte. Sie hatte viele Ärzte konsultiert, doch brachten ihr die Kuren nicht die geringste Erleichterung. Einer der Ärzte hatte sie an Magnin empfohlen. Organische Mängel lagen nicht vor, doch ließ das Psychische zu wünschen übrig. Sie war leicht erregbar, eigensinnig und launisch, und Suggestionen ungemein zugänglich. Ihre Krankheit bestand darin, daß sie „wahnsinniges Weh" *(angoisse affolante)* im Nacken und eine gleichsam physische Last auf den Schultern spürte, die so drückend war, daß sie mitunter die kaum zu überwindende Neigung hatte, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Auf Befragen wurde festgestellt, daß die Kranke vor ihrer Heirat einen ausländischen Offizier geliebt hatte. Er erwiderte ihre Neigung, doch weigerten sich die Eltern, die Heirat zu gestatten. Er meldete sich als Freiwilliger bei der Fremdenlegion und starb. Gerüchtweise verlautete, er habe sich das Leben genommen. Bald nach seinem Tode wurde Frau G. von dem Selbstmordzwang befallen. Magnin war es klar, daß die Krankheitsursache bei der jungen Frau in ihrer Liebe zu jenem Offizier zu suchen wäre. Er versuchte es mit verschiedenen Heilverfahren: Analyse des Unbewußten der Patientin, Psychotherapie und Hypnose — aber nichts wollte helfen. Der Zustand der Kranken war sehr gefährlich. Ihr Untergang schien gewiß, so lebhaft wünschte sie, ihrem Leben ein Ende zu machen. Magnin entschloß sich, eine „Hellseherin" heranzuziehen. Ohne Vorwissen der Patientin, doch mit Wissen ihres Mannes, veranstaltete er eine Begegnung zwischen ihr und dem Medium. Das Medium kannte sie nicht, wußte auch nichts von ihrem Leben und von ihrer Krankheit. Als die „Hellseherin" das Zimmer betrat, schlief die Kranke bereits. Da Magnin vom Medium nur das erfahren wollte, was es selber sah, nahm er von allen Fragen Abstand.

Kaum befand sich das Medium in der Nähe der in tiefem Schlafe liegenden jungen Frau, als es ein Wesen erblickte, welches sich an ihren Rücken klammerte *(agrippé)*. Die Beschreibung dieses Wesens, die das Medium gab, entsprach genau dem Aussehen des Offiziers, den Frau G. vor ihrer Heirat geliebt hatte. Mit der einen Hand drückte es ihren Nacken zusammen, mit der anderen verdeckte es die eigene Stirn oder wies darauf hin. Dieses Bild bringt symbolisch den Inhalt der unter der Bewußtseinsschwelle liegenden Erlebnisse der Frau G. zum Ausdruck. Ein junger Mann preßte mit seiner Hand den Nacken der Kranken zusammen, d. h., er hat sie in seiner Gewalt, oder richtiger — sie ist mit ihrem Gefühlsleben an ihn gekettet. Darin liegt die eigentliche „Bedeutung" ihres Krankheitssymptoms, nämlich — eines dauernden Empfindens eines „unsäglichen Wehs" im Nacken *(„angoisse affolante")*, — die Kranke bestand

auf diesem Ausdruck, — das Wort *„affolante“* bezeichnet im Französischen aber noch etwas anderes, *„affolement“* heißt nämlich Abweichung (z. B. von der Magnetnadel gesagt). Symbolisch kommt dieser Gedanke noch in einem anderen Krankheitssymptom zum Ausdruck — im physischen Empfinden, eine Last auf den Schultern zu haben. Es handelt sich hier um eine moralische Last, durch Gewissensbisse hervorgerufen, als Folgeerscheinung des Gefühlskonflikts ihrer Neigung zum Offizier einerseits und der Pflichten ihrem Manne gegenüber anderseits. Sie vermag diese Last nicht zu ertragen, sie treibt sie zur Verzweiflung, bringt sie um den Verstand und führt zu dem fast unüberwindbaren Verlangen, Selbstmord zu begehen. Die Haltung des jungen Menschen, der sich an ihren Rücken klammert *(agrippé)*, ist bildlicher Ausdruck für die Verwirklichung des geheimen Wunsches der Kranken. Das Medium, das der Kranken unbewußte Erlebnisse wie in einem Spiegel wiedergibt, formuliert diesen Wunsch klar in den folgenden Worten, atemlos vor Erregung ruft es: *„Il s'est suicidé et il veut qu'elle le rejoigne.“* (Er hat Selbstmord begangen und will, daß sie ihm folgt.) Sie identifiziert sich mit dem Offizier, wie Frau H. sich mit ihrem Mann identifizierte, und das war nicht er, sondern sie, die Selbstmord begangen hatte. Und tatsächlich war ihr Leben kein Leben mehr; es war zu einer einzigen Qual geworden, seit sie dem einen ihre Neigung geschenkt hatte, während sie gezwungenermaßen mit dem anderen zusammenlebte. Und darum sucht sie sich wieder mit ihm zu vereinigen — *„il veut qu'elle le rejoigne“*. In diesem sexuellen Trieb zum jungen Offizier, in der gedanklichen Zugehörigkeit zu ihm einerseits und in dem Gefühl der Pflicht ihrem Manne gegenüber anderseits, liegt das Tragische ihrer Lage beschlossen, die Krankheitsursache, die in den Krankheitssymptomen klar zum Ausdruck kommt.

Magnin glaubt ebenfalls, wie oben bereits gesagt wurde, daß die Liebe der jungen Frau zum Offizier die eigentliche Krankheitsursache ist. Eingezogenen Erkundigungen zufolge hatte er Grund zu glauben, daß diese Neigung keine platonische gewesen war; Frau G. hatte ihm das aber niemals eingestanden. Zwischen den jungen Leuten sollte ein plötzlicher Bruch herbeigeführt werden. Die Notwendigkeit der unerwarteten Trennung einerseits, und das Gefühl der Pflichtverletzung ihrem Manne gegenüber anderseits, mußte naturgemäß die Nerven der Frau G. furchtbar erschüttern und den inneren Kampf herbeiführen, der damit endete, daß sie ihre unerlaubte Neigung niederzwang. Wie sehr diese aber in der Tiefe ihres unbewußten „Ich“ wurzelte, geht daraus hervor, daß weder umständliche Unterredungen, noch die „sorgfältigste“ Analyse ihres Seelenzustandes Magnin die Möglichkeit gab, sie an den Tag zu bringen. Was Magnin aber nicht gelingen wollte, erreichte das Medium mit Leichtigkeit. Dank seiner außerordentlichen Fähigkeiten drang es ins Unbewußte der Frau G. ein und enthüllte die eigentliche Bedeutung der Krankheitssymptome. Zwischen der „Hellseherin“ und dem „Geist“ des Offiziers kommt es zu einer lebhaften Auseinandersetzung, an welcher auch Herr Magnin aktiv teilnimmt. Das Medium diente als Vermittlerin, gab die Fragen weiter und teilte die Antworten mit. Dieses Gespräch

wurde bald sehr erregt. Magnin war bemüht, seinen unsichtbaren Gesprächspartner zu veranlassen, sein Opfer freizugeben, während dieser durchaus nicht nachgeben wollte und den Streit mit all der Hartnäckigkeit und Leidenschaft führte, wie sie ihm bei Lebzeiten eignete. Endlich gelang es Magnin mit größter Mühe, ihn dazu zu bestimmen, sich seiner Forderung unterzuordnen. Erst zwei Stunden nach Fortgang der „Hellseherin" weckte Magnin die Patientin, der er aber nichts vom Geschehenen mitteilte.

Nach dieser Sitzung wurde Frau G. wieder vollkommen gesund. Sie war nicht wiederzuerkennen — heiter, zufrieden und vollkommen glücklich. Alle Symptome ihrer Krankheit verschwanden, und sie empfand nie wieder — weder „Weh im Genick", noch den Druck der Last auf den Schultern, noch endlich den Wunsch, Selbstmord zu begehen. Später erfuhr Magnin, daß sie gesunde Zwillinge zur Welt gebracht hatte.

Das Medium erlebt einerseits in sich den jungen Offizier und gibt mit ungemeiner Kunstfertigkeit seinen Charakter wieder, anderseits aber sah ihn das Medium vor sich, wie im Falle der Frau H. die „Hellseherin" deren Vater vor sich stehen sah. Die Krankheit der Frau G. bestand in ihrem Empfinden für den Offizier, das sie zwar unterdrückt hatte, das aber dennoch auch weiterhin in ihrem Unbewußten wirksam war und von diesem in der Form eines Krankheitssymptoms, nämlich des Gefühls einer *„angoisse affolante"* im Nacken, zum Ausdruck gebracht wurde. Die „Hellseherin" bringt in ihrer symbolischen Redeweise denselben Gedanken in Gestalt des Offiziers zum Ausdruck, der sich an die junge Frau „geheftet" habe. Die Bedeutung des Krankheitssymptoms ist Magnin klar geworden, daher redet er dem jungen Mann mit solcher Hartnäckigkeit zu, er möge von seinem Opfer ablassen; er weiß, daß hievon die Genesung der Patientin abhängt, doch muß die ihm persönlich klar gewordene Bedeutung des Krankheitssymptoms auch in das Bewußtsein der Kranken eindringen, sie muß sie sich zu eigen machen und nur dann gelangt die Psychoanalyse zu positiven Ergebnissen. Und darum brauchte Magnin auch so viel Zeit, bis seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren.

Magnin teilt noch folgenden, sehr interessanten Fall einer wunderbaren Heilung mit:

Die Kranke, Frau M., eine junge Dame von siebenundzwanzig Jahren, ist physisch gesund, stammt aus einer psychisch normalen Familie und hat eine gute „moralische und religiöse" Erziehung genossen.

Ihre Krankheit bestand darin, daß sie kein Wort, das sich auf Religion oder auf religiöse Handlungen bezog, ertragen konnte. Die Krankheit nahm damit ihren Anfang, daß Frau M. beim Anblick eines ihr längst bekannten Abbés in unbeschreibliches Entsetzen geriet. Das geschah zwei Wochen nach ihrer Hochzeit, als sie ihr junges Glück in vollen Zügen genoß. Das Angstgefühl, das sich ihrer bemächtigte, war so groß, daß sie außerstande war, es zu bekämpfen. Von dieser Zeit an hörte sie auf, die Kirche zu besuchen und fühlte sich unfähig, ihren religiösen Pflichten zu genügen. Sie konnte kein Wort sprechen, überhaupt nichts tun, was, wenn auch nur indirekt, auf Religion oder religiöse Handlungen Bezug hatte; sie selber war hiezu außer-

stande und verbot es auch ihrem Mann, sich mit diesen Dingen abzugeben; das Leben der beiden wurde zu einer wahren Folter, da ihre Phantasie in dieser Hinsicht geradezu unerschöpflich war. Die Worte Altar, Kirche, Abbé, Priester machten sie erbleichen und brachten sie außer sich. Sie konnte keinen Wein trinken und kein Brot essen, weil Wein und Brot sie an das Abendmahl erinnerten. Sie ließ sich nur dazu bewegen, etwas Kognak zu sich zu nehmen, aber nicht aus Flaschen, welche die Etikette Benediktiner oder Chartreuse trugen, deren Anblick allein genügte, um sie zittern zu machen. Sie konnte das Wort „weiß" nicht ertragen, da es sich ihr mit der Vorstellung von der Hostie assoziierte. Ehe sie sich dazu entschließen konnte, ihre Wäsche anzuziehen, pflegte sie sie stundenlang mit der Bürste zu reiben, damit sie aufhörte weiß zu sein. Sie selber wusch sich unzähligemal am Tage die Hände und nötigte auch ihren Mann dazu. Sie konnte weder selber Pfirsiche essen, noch duldete sie, daß ihr Mann es tat, weil sie das Wort Pfirsich *(pêche)* an das Wort *péché* — das französische Wort für Sünde — erinnerte. Wurden ihre Wünsche nicht erfüllt, so hatte dies fürchterliche Szenen im Gefolge: die Kranke wurde sehr aggressiv. Der Mann erfüllte alle ihre Forderungen, er weigerte sich nur strikte, ein Medaillon abzulegen, das ihm seine Mutter zur ersten Kommunion geschenkt hatte.

In ihrer Heimat, Pointe-à-Pêtre, versuchte man es, die Kranke mit physischen Methoden zu heilen, allein ohne jeden Erfolg. Die Ärzte versuchten es, psychisch auf sie einzuwirken, doch weder Zureden, noch freundliche Worte, weder Forderungen, noch Drohungen hatten die gewünschte Wirkung. Sie mußte in einer Anstalt untergebracht werden. Da entschloß sich der Mann dazu, mit ihr nach Europa zu reisen.

Die französischen Ärzte verordneten ihr verschiedene gesundheitfördernde Mittel, die allerdings ihr physisches Ergehen hoben, während ihr psychischer Zustand nach wie vor unverändert blieb.

Magnin versuchte, die Kranke im Zustande des Wachens durch Suggestion zu behandeln, erreichte aber nichts damit; da entschloß er sich dazu, dasselbe Verfahren in Anwendung zu bringen, während sie sich in einem „passiven" Zustande befand, d. h. in einem Zustand, welcher dem ersten Schlaf in der Hypnose analog ist. Dieses Verfahren erwies sich als erfolgreich. Die Kranke begann nun wieder Brot zu essen; sie trank Wein, war bereit, an Kirchen vorbeizugehen, sprach, wenn auch mit Mühe, Worte aus, welche auf die Religion Bezug nahmen, beispielsweise Maria, der Heilige Geist, Hostie (dieses letztere Wort sagte sie nur einmal), sie öffnete wieder die Türen und trug Wäsche. Magnin glaubte schon, auf eine vollständige Heilung rechnen zu können, als dann die mit so großer Mühe erreichten Heilerfolge durch das inzwischen eintretende Osterfest vollkommen in Frage gestellt wurden. Wieder begann Frau M. der Gedanke zu quälen, sie könne vielleicht, ohne es zu bemerken, in die Nähe einer Kirche kommen, Worte hören, welche auf Religion oder auf religiös-kultische Handlungen Bezug nehmen. Um sich dem nicht auszusetzen, beschloß sie, nur mit der Untergrundbahn zu fahren. Auf der Straße überkam sie Furcht; ihr schien, daß ihr Hostienkrümchen in den

Mund kämen; darum pflegte sie den Mund fest zu schließen und ihn erst zu öffnen, wenn sie wieder zu Hause war. Zu Hause angelangt, begann sie zu spucken und sich den Mund sorgfältig zu spülen. Dann hörte sie auf, den Speichel herunterzuschlucken und wurde ganz stumm.

Magnin hatte den Eindruck, die Kranke wäre von irgendeiner Kraft besessen, daher beschloß er, ihr Vorleben genauer zu erforschen. Auf Befragen erfuhr er von dem Mann, daß dieser kurz vor seiner Heirat Erpressungsversuchen einer Negerin ausgesetzt gewesen war, die als Bediente im Hause seiner Familie angestellt war. Sie hatte ihm, als sie von der bevorstehenden Hochzeit hörte, erklärt: „Wenn Sie heiraten, werden Sie keinen ruhigen Augenblick haben." Er hatte die Drohung gar nicht beachtet, und auch zu keinem davon gesprochen. Wie schon oben bemerkt, war Frau M. zwei Wochen nach der Hochzeit ohne jeden äußeren sichtbaren Grund gerade in der Blüte ihres jungen Glückes plötzlich erkrankt.

Als Herr M. sah, daß die Behandlung der Ärzte seiner Frau keine Hilfe brachten, und daß gar keine Hoffnung auf ihre Genesung vorhanden war, beschloß er, sich an einen Wahrsager am Ort zu wenden, der im Rufe stand, ein außergewöhnlicher Heilkünstler zu sein. Weder er selber, noch seine Frau kannten ihn, hatten ihn auch nie früher gesehen, der Wahrsager dagegen kannte sie recht wohl, wie sich später herausstellte; er hatte die beiden zusammen in der Kirche kurz vor ihrer Trauung gesehen. Dieser Umstand schien Herrn M. verdächtig zu sein: ihm kam der Gedanke, ob der Wahrsager nicht in irgendeinem Verhältnis zur Krankheit seiner Frau stünde; er beschloß daher, ihn aufmerksam zu beobachten.

Herr M. forderte den Wahrsager auf, bei ihm im Hause zu wohnen. Obwohl er nie allein mit Frau M. zusammen war, und auch nie ein Wort mit ihr gewechselt hatte, vermochte er doch schon nach einigen Tagen sie *par distance* dazu zu bringen, alles zu tun, was er wünschte: sie aß oder sie hörte auf zu essen, sie kleidete sich an oder blieb vollständig unangekleidet, sie verließ das Zimmer nicht, sie legte sich krank zu Bett, sie war gesund und ging aus. Alles hing davon ab, wieviel Geld er dafür erhielt. Nachrichten zufolge, die Herrn M. zugegangen waren, erwies es sich, daß der Wahrsager während seines Aufenthaltes in dem Hause in Beziehungen zu der Negerin stand, die Herrn M. gedroht hatte, er würde keine Ruhe finden, falls er heirate. Herr M. setzte ihn alsbald vor die Tür.

Als Magnin dies hörte, wurde ihm klar, daß die Kranke sich unter einem bösen Einfluß befände. Um festzustellen, was in der Kranken vorging, beschloß Magnin, ein ihm bekanntes Medium, Fräulein R., hinzuzuziehen, die Frau M. nie zuvor gesehen, auch nichts von ihr gehört hatte. Als die Kranke zur Sitzung kam, befand sich das Medium schon in Trance.

Magnin führt wörtlich Fräulein R.s Worte an, wie er sie niedergeschrieben hat:

„Die junge Dame", sagte sie, „hat einen ganz eigentümlichen, unabhängigen, herrischen Charakter . . ., sie ist grenzenlos in ihren Forderungen, in ihren Wünschen, nicht eigenbrötlerisch, aber grenzenlos in ihren Wünschen; sie ist nicht glücklich; sie versteht es nicht, ihr Leben einzurichten, immer wird sie

durch irgend etwas gestört; sie vermag nicht die erforderlichen Anstrengungen zu machen, um die Hindernisse zu beseitigen; sie faßt wohl Entschlüsse, führt sie aber niemals aus ... Sie steht unter einem verderblichen Einfluß, von dem sie nicht freizukommen vermag ... Das ist eine alte Frau ... Ich weiß nicht, was das für eine alte Frau ist ..., nein, sie ist nicht so alt ..., gar nicht alt ..., nur das Gesicht ist alt, so ein Gesicht wie wir es haben ..., graue Haut ..., nicht gepudert ..., grau ..., eine Negerin! Sie ist böse und zänkisch, eifersüchtig und rachsüchtig, sie ist unzufrieden mit ihrem Schicksal; sie will Dame sein, will nicht Dienstmagd sein, will zart und aufmerksam behandelt werden wie diese kleine Dame. Wie ist sie doch böse! Sie wollte dem Mann der kleinen Dame Böses zufügen, sie hat es nicht gekonnt, nun rächt sie sich an der kleinen Dame ..., sie gibt ihr Gedanken ein, die jene zittern machen, sie hat sich in sie hereinversetzt, sie hat sie verzaubert, und jene vermag sich nicht vor ihr zu schützen ... Um die kleine Dame von ihr zu befreien, muß die kleine Dame selber und ihre ganze Umgebung an den Kampf mit der bösen Macht denken, und dieser Kampf darf nicht aufgeschoben werden, weil diese Kraft wächst, je weniger man gegen sie ankämpft. Man muß der bösen Macht befehlen, die kleine Dame zu verlassen, man muß sie vertreiben, mit lauter, befehlender Stimme muß man ihr befehlen, darf aber nicht mit ihr wie mit einem vernünftigen Wesen reden, auch die kleine Dame muß selber befehlen, und zwar nicht nur mit Worten, sondern auch durch Bewegungen muß sie diese Kraft vertreiben. Sie wird fühlen, daß diese Kraft von ihr selber ausgeht. Dies ist durchaus möglich und geht nicht über die Grenzen des Möglichen hinaus, das ist ganz einfach eine moralische Operation ..., und die kleine Dame muß sie noch vor ihrer Abreise vollziehen ..., sie reist sehr weit ..., oh, weit, weit, weit ..., lange auf dem Wasser, auf dem Wasser ..., oh, wie ist es heiß ..., der Äquator ..., ich sehe eine Insel, Guadeloupe ..., eine Stadt, ein komplizierter Name ..., Pointe, ich sehe einen Bindestrich ..., ich sehe nichts mehr ..., sie wird sich viel besser fühlen nach der Abreise von hier."

Während Fräulein R. diese Worte sprach, verharrten die Anwesenden in vollkommenem Schweigen, welches nur einmal von Magnin unterbrochen wurde, der sie nach dem Namen der Stadt und der Insel fragte.

Magnin erklärt diese Worte des Mediums nicht etwa durch dessen telepathische Fähigkeiten, weil das Faktum der Gedankenübertragung von der Wissenschaft nicht anerkannt wird, obwohl er in eben demselben Buch in einem anderen Falle wunderbarer Heilung zu berichten weiß, die Kranke habe seine Gedanken „gelesen", und außerdem teilt er selber mit, daß der Wahrsager, der im Hause der Frau M. wohnte, sie auf Entfernungen hin zwang, das zu tun, was er wollte, d. h. mit anderen Worten, daß ihr dessen Gedanken übertragen wurden. Er zieht es vor, zur Erklärung der Worte des Mediums sich an eine andere, von der Wissenschaft ebenso nicht anerkannte, ihm aber sympathischere Hypothese zu halten: daß die Kranke nämlich tatsächlich von einer bösen Macht besessen wäre, und daß das Medium dies gesehen habe. Da er zu dieser Schlußfolgerung gelangte, beschloß er, sie un-

bedingt von dieser Macht zu befreien, und zu diesem Zweck das Heilverfahren des englischen Arztes Forbes Winslow anzuwenden; dieses Verfahren besteht in der Übertragung „der bösen Macht" vom Patienten auf einen gesunden Menschen. Ein anderes Medium, das Magnin kannte, ein Fräulein Georgette Abel, erklärte sich liebenswürdigerweise bereit, sich ihm für diesen Versuch zur Verfügung zu stellen. Nachdem Magnin das Medium hypnotisiert hatte, verband er dessen Hand mit der Hand der Kranken. Alsbald nahm das Gesicht Fräulein Abels einen sehr bekümmerten Ausdruck an, und sie begann leise zu klagen. In genauer Befolgung der Angaben des ersten Mediums begann Magnin der „bösen Macht" mit lauter Stimme zu befehlen, Frau M. zu verlassen. Von dem Wunsche beseelt, der jungen Frau zu helfen, wünschte er aus aller Kraft, daß die „böse Macht" sie verließe, und er legte in seine Worte zur Erreichung seines Zieles so viel leidenschaftliches Wünschen hinein, daß es den Anschein hatte, als risse er diese Macht aus ihr heraus, und seine Stimme wurde immer befehlender.

Plötzlich fühlte Frau M. eine ungemeine Erleichterung, während Fräulein Abel gleichzeitig zu Boden stürzte, heisere Schreie ausstieß und sich wand; dann preßte sie den Mund fest zusammen, wie dies früher der Kranken häufig widerfahren war, und verstummte vollständig, wobei sie verschiedene unregelmäßige Bewegungen vollführte. Je mehr die Erregung des Mediums sich steigerte, desto ruhiger wurde die Kranke. Der Ausdruck ihres Gesichts war vollkommen ruhig geworden. Sie ergriff Magnins Hand und sagte ihm, daß sie sich befreit fühlte. Auf seine Bitte hin, sagte sie lächelnd und ganz ungezwungen alle Worte, die sie früher mit solcher Angst erfüllt hatten, wie beispielsweise Kirche, Altar, Heiliger Geist, Abbé, Priester, Hostie, Segen usw.

Im Gegensatz zu Frau M. ging es Fräulein Abel immer schlechter und schlechter. Sie wand sich auf dem Fußboden in furchtbaren Krämpfen und schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Die Kranke nahm aus der Hand ihres Mannes das Medaillon, das sie früher nicht ohne Entsetzen hatte sehen können, und betrachtete es ganz ruhig. Als Fräulein Abel dies sah, sprang sie auf und wollte fliehen. Frau M. sprach laut ein kurzes Gebet, was sie seit dem Ausbruch ihrer Krankheit nicht hatte tun können. Damit brachte sie das Medium in völlige Verzweiflung.

Frau M. versprach, am nächstfolgenden Tage in die Kirche zu gehen, um Gott für ihre Rettung zu danken und ihn um seinen Segen für die junge Frau zu bitten, die sich in so rührender Weise für sie zum Opfer dargebracht hatte. Diese Worte versetzten das Medium in unbeschreibliche Wut.

Nachdem sich Frau M. entfernt hatte, suggerierte Magnin Fräulein Abel, alles zu vergessen, was ihr im Verlaufe der Sitzung widerfahren war und sich wieder gesund zu fühlen, was sie denn auch, nachdem sie wieder erwacht war, genau erfüllte.

Auf diese Weise war es Magnin in zwei Sitzungen gelungen, die Kranke zu heilen, die im Verlaufe von sieben Jahren hervorragende Neuropathologen und Psychiater vergebens zu heilen versucht hatten. Naturgemäß ergibt sich die Frage, wie diese Erscheinung zu erklären ist?

Wie bereits oben bemerkt, kann das Vorhandensein der Telepathie für jeden, der mit der Literatur über diese Frage vertraut ist, gar keinem Zweifel unterliegen. Magnins Medium gibt den Inhalt der Seele der Kranken wie in einem Spiegel wieder; das Seelenleben der Kranken ist erfüllt mit der Negerin und mit deren Liebe zu ihrem Mann. Die Negerin will nicht mehr Dienstbote sein; sie will Dame sein, will genau wie Frau M. von der zarten Liebe ihres Mannes umgeben sein. Die ganze Aufmerksamkeit der Kranken ist auf diese Frau konzentriert, die von ihr „Besitz ergriffen", „sie bezaubert" hat; „sie flößt ihr Gedanken ein, die sie in Entsetzen bringen", und ihr fehlt die Kraft, sich ihrer zu erwehren, von ihr fortzugehen, sich von dem Gedanken an die Untreue ihres Mannes loszureißen. Dieses Ereignis erfüllt ihre Seele ganz; sie ist gleichsam daran geschmiedet. Es ist ihr Trauma. Obwohl nun dieses Ereignis für die Kranke von so gewaltiger Bedeutung war, hatte sie nie zu Magnin darüber gesprochen, der sie doch sechs Monate behandelt hatte; er erfuhr es erst durch ihren Mann. Der Schluß liegt nahe, daß Frau M. die Geschichte mit der Negerin verdrängt und vergessen hatte. Das Medium teilt gleich in der ersten Sitzung das unbewußte Erleben der Kranken mit. Dank seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten gelingt es ihm, den Prozeß der Übertragung des Inhaltes des Unbewußten ins Vorbewußte, wozu der Psychoanalytiker vielleicht Monate gebraucht haben würde, in einer Sitzung vorzunehmen.

Zieht man Frau M.s Charakter in Betracht, ihre Herrschsucht, die Maßlosigkeit ihrer Forderungen, ihre Liebe zur Unabhängigkeit, so konnte, vom rein psychologischen Standpunkte aus gesehen, der Gedanke an die Untreue ihres Mannes, oder richtiger gesagt, seiner Liebe zu einer anderen nur einen großen Eindruck auf die junge Frau machen, eine nervöse Erschütterung hervorrufen; damit dieses Ereignis aber zu einem traumatischen würde, mußte bei der jungen Frau die Bereitschaft dazu vorhanden sein. Erblich war sie nicht belastet, folglich mußte bei ihr eine andere Veranlagung zu einer nervösen Erkrankung eine Rolle spielen. Nach P. Janets Meinung, die er gelegentlich einer Unterredung mit dem Verfasser dieses Aufsatzes äußerte, kann die Untreue eines geliebten Menschen, selbst die des eigenen Vaters oder der Mutter, nicht die Ursache für eine Nervenkrankheit abgeben; er hatte sehr häufig Gelegenheit, solche Fälle der Untreue der Eltern zu beobachten, hatte aber keine pathologischen Folgen feststellen können. Hätte Janet Freuds überaus wichtige Entdeckungen betreffs der Bereitschaft, die als eine Folge der Hemmungen in der Entwicklung der Libido und der Fixierung derselben, anzusehen ist, berücksichtigt, so wäre er natürlich zu einer anderen Schlußfolgerung gekommen und hätte sich ohne weiteres davon überzeugen können, daß bei Menschen mit einer derartigen Disposition Erlebnisse, wie sie Frau M. bei der Mitteilung über die Geschichte der Negerin mit ihrem Mann erduldet hatte, unbedingt zu einer Neurose führen müssen.

Die Geschichte des Mannes der Frau M. mit der Negerin mußte, um zu einer Nervenstörung zu führen, an irgendein anderes, analoges Erlebnis, das sie in ihrer Kindheit gehabt hatte, welches mit dem Ödipuskomplex verbunden war, anknüpfen, nämlich an das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihrem Vater und

an das Schuldgefühl für ihre inzestuöse Bindung an ihn. Der Sitzung mit dem ersten Medium ist, wie oben bemerkt, zu entnehmen, daß alle ihre Gedanken an die Negerin geheftet sind; sie hat sie „verzaubert", sie hat „Besitz von ihr ergriffen"; mit ihr sind die Gedanken verbunden, die sie „in Entsetzen bringen", von ihnen vermag sie sich nicht zu befreien, kann sich ihrer nicht erwehren. Offenbar identifiziert sie die Kranke mit irgendeiner anderen. „Es ist eine alte Frau, ich weiß nicht, was das für eine alte Frau ist ...", sagt das Medium. „Nein, sie ist nicht so alt ..., sie ist gar nicht so alt, nur das Gesicht ist alt ..., ein Gesicht, wie auch wir es haben ..., graue Haut, nicht gepudert ..., eine Negerin!" Diese alte Frau, die sich hinter der jungen Frau mit der grauen Haut verbirgt, ist eben jene Person, mit der Frau M. die Negerin identifiziert — es ist ihre Mutter. Nun wird auch begreiflich, warum die Gedanken, die ihr die Negerin suggeriert, sie in Entsetzen bringen und eine so „verheerende" Bedeutung für sie haben. Indem sie die Negerin mit der Mutter identifiziert, identifiziert sie nach Analogie der Situation der Mutter zum Vater — ihren Mann mit dem Vater. Wie in der Kindheit sah sie, daß ihr Vater eine andere (die Mutter) liebte, einer anderen angehörte, und dasselbe erfährt sie nun auch von ihrem Mann, nur mit dem Unterschiede, daß sie es zu einem Zeitpunkt erfährt, da sie ihm schon angehört (zwei Wochen nach der Hochzeit), folglich hat sie mit dem Mann (dem Vater) eine furchtbare Sünde begangen, ein unverzeihliches Verbrechen. Sie kann Pfirsiche *(pêche)* nicht essen und erlaubt es auch ihrem Manne nicht, sie zu essen, weil das Wort *pêche* an das Wort *péché* erinnert, welches im Französischen Sünde bedeutet; sie wäscht nicht nur sich selber, sondern zwingt auch ihren Mann, sich unzähligemal am Tage die Hände zu waschen, d. h. sie bemüht sich, ihn und sich von der Begehung einer Sünde abzuhalten und ist bestrebt, sich selber und ihn davon zu reinigen.

Alle Symptome ihrer Krankheit stellen sich entweder als ein Bestreben zur Befriedigung ihrer infantilen Wünsche in bezug auf den Vater und ihres Kampfes mit diesen Wünschen dar, oder aber als Kompromißbildung dieser beiden gegeneinander ankämpfenden Kräfte. Ihre Krankheit begann damit, daß sie in unbeschreibliches Entsetzen geriet, dessen sie nicht Herr zu werden vermochte, wenn sie den ihr seit langem bekannten Abbé kommen sah. Der Abbé erscheint als Lehrer und Lebensführer der Menschen, welche, wie Frau M., eine gute „moralische und religiöse Bildung" genossen haben, als geistliche Autorität; so ist es denn natürlich, daß die Kranke ihn mit ihrem Vater identifiziert. Wenn sie ihn sieht, verwandelt sich das sexuelle Begehren des Vaters in Angst, und die Kranke ergreift die Flucht. Von diesem Zeitpunkt an vermag sie nicht mehr in die Kirche zu gehen und ihren religiösen Pflichten zu genügen. Sie kann die Worte Abbé, Kirche, Kommunion nicht aussprechen, sie kann kein Brot essen, sie kann keinen Wein trinken. Den Wein genießt der Priester während der Kommunion, das Brot — die Hostie aber legt er den Kommunikanten in den Mund. Der Ritus der Kommunion hat für die Kranke die Bedeutung eines Koitus mit ihrem Vater, darum flieht sie alles, was in irgendwelcher Verbindung zu diesem Ritus steht. Sie kämpft gegen ihre Gefühle an und weigert sich, aus einer Flasche zu trinken, auf deren Etikette „Benedik-

tiner“ oder „Chartreuse“ zu lesen steht, ist aber bereit, ein wenig Kognak zu sich zu nehmen aus einer Flasche, welche diese Aufschriften nicht hat, d. h. sie gibt ihren Gefühlen nach. Begreiflich ist auch, warum die Weigerung des Mannes, das Medaillon abzunehmen, sie in Verzweiflung bringt. Dieses Medaillon hatte er zu seiner ersten Kommunion erhalten, und es war ihm eine Erinnerung an seine Mutter. Es mußte in ihrem Unbewußten eine Erinnerung an ihre Mutter und an das Abendmahl wachrufen, welches für sie eine symbolische Bedeutung hatte, d. h. ihre und ihres Mannes Sündhaftigkeit. Da sie fürchtete, daß ihr auf der Straße Hostienkrümchen in den Mund gekommen seien, preßt sie die Lippen zusammen und öffnet den Mund nicht, ehe sie nach Hause kommt, sie läßt eben dieselben Hostienkrümchen nicht aus dem Munde heraus, von denen sie so sehr fürchtete, sie könnten ihr in den Mund kommen. Zu Hause spuckt sie, spült sich sorgfältig den Mund, schluckt dann nicht mehr den Speichel herunter und verstummt, d. h. wiederum bewahrt sie das, wovor sie sich so fürchtete, daß es ihr in den Mund kommen könne eben dadurch, daß sie den Speichel nicht herunterschluckt und den Mund nicht öffnet. Sie kann nichts Weißes tragen, weil die weiße Farbe sie an die Kommunion erinnert, an die Hostie. Weiß symbolisiert aber auch gleichzeitig die Unschuld, und das vermag sie nicht zu ertragen; stundenlang reibt sie ihre Wäsche, bis sie aufhört, weiß zu sein, und erst dann ist sie bereit, sie anzuziehen, wiederum gibt sie ihrem Inzestempfinden nach, gegen welches sie anfangs ankämpfte. Sie fürchtet sich, die Kirche zu besuchen. Die Kirche ist ein Mutterleibssymbol. Sie hat Angst vor dieser Phantasie, vor der Verwirklichung ihrer geheimen Wünsche. Um nicht zufällig in die Nähe einer Kirche zu gelangen, um dieser Versuchung aus dem Wege zu gehen, beschließt sie, in Paris nur die Untergrundbahn als Beförderungsmittel zu benutzen, doch ist die Untergrundbahn ihrer Lage nach und in bezug auf die Menschenmenge, endlich auch wegen ihrer rhythmischen Bewegung dieselbe Mutterleibsphantasie, d. h. die Verwirklichung eben desselben Wunsches, gegen welchen die Kranke ankämpft, wenn sie sich fürchtet, die Kirche zu besuchen. In der ersten Sitzung überführt das Medium dank seiner außergewöhnlichen Befähigung die unbewußten Gedanken in das Bewußtsein der Kranken; es kommt dadurch zur Erinnerung der Kranken an das Verdrängte.

Nicht nur Frau M.s, sondern auch Magnins Gedanken werden auf das Medium übertragen. Er dachte, die junge Frau stünde unter dem Einfluß einer bösen Macht, von der man sie befreien müsse. Die Drohungen der Negerin, noch mehr aber die Geschichte mit dem Wahrsager bestärkten ihn in diesem Gedanken. Darum redet er auch ständig von einer bösen Macht und von der Notwendigkeit, sie zu vertreiben. Die Übertragung von Gedanken etlicher an der Sitzung beteiligter Personen auf das Medium läßt sich häufig während der Versuche mit Subjekten beobachten, deren telepathische Fähigkeiten festgestellt werden sollen. O. Lodge teilt beispielsweise mit, er habe während einer Sitzung eine Teekanne gezeichnet, auf welche einige Personen ihre Aufmerksamkeit gerichtet hatten. Eine hinter einem Schirm befindliche Person sollte nun den auf diese Weise gedachten Gegenstand auf Papier reproduzieren. Als man die

Person fragte, welcher Gegenstand gedacht sei, erwiderte sie — ein Vogel, doch als man seine Zeichnung mit der Teekanne, die O. Lodge gezeichnet hatte, verglich, erwies es sich, daß beide Zeichnungen völlig identisch waren. Es stellte sich heraus, daß einer der Anwesenden, während er auf die Teekanne blickte, als der Gegenstand fixiert werden sollte, gedacht hatte, daß sie einem Vogel gleiche, und auf diese Weise hatte sich auf die Person O. Lodges ursprünglicher Gedanke und dessen falsche Deutung durch die an der Sitzung beteiligte Persönlichkeit übertragen. Dasselbe ereignete sich mit dem Medium gelegentlich der Sitzung, an der Frau M. teilnahm: deren wirkliche Gedanken und deren falsche Deutung durch Magnin wurden auf das Medium übertragen.

Während der zweiten Sitzung gibt das Medium die Erlebnisse der Frau M. wieder, und zwar als Handlung wieder. Es schreit, röchelt, windet sich, gerät außer sich, schlägt mit dem Kopf an die Wand usw. Zum Erinnern gesellt sich in dieser Sitzung das Agieren der Kranken, das Wiedererleben der Konflikte, nur mit dem Unterschied, daß das Erleben dieser Konflikte sich nunmehr unter der Leitung eines Arztes vollzieht, der nicht zuläßt, daß die Kranke sie wieder in sich unterdrückt. Magnin befiehlt „der bösen Macht", die Kranke zu verlassen, er gibt sich sogar den Anschein, als vertriebe er sie aus ihr; sein ganzer Willensimpuls ist darauf gerichtet, die junge Frau von ihren Konflikten zu befreien, nicht zu dulden, daß die Kranke sie unterdrückt. Je mehr die Kranke alles, was sich früher mit ihr ereignete, aufs neue durchlebt, desto freier wird sie und desto ruhiger, während das Medium umgekehrt, die Erlebnisse der Kranken in sich sammelt, in immer größere Erregung gerät, da es sich von diesen solange nicht zu befreien vermag, bis es hiezu von Magnin ermächtigt worden ist, der ihm auch suggerierte, diese Erlebnisse auf sich zu nehmen.

So hat denn Magnin dank der außergewöhnlichen Fähigkeit der Medien, ohne es selber zu wissen, Frau M. einer Psychoanalyse unterzogen, indem er zunächst in ihrem Bewußtsein die unterdrückten und vergessenen Erlebnisse wieder erstehen ließ und auf diese Weise deren eigentlichen Sinn klarstellte, dann dadurch, daß er die Führung über diese Erlebnisse übernahm und nicht erlaubte, daß die Kranke sie aufs neue in sich unterdrückte; eben hiedurch befreite er sie und führte sie ihrer völligen Genesung entgegen.

Diese ganz außerordentlichen Fälle wunderbarer Heilung lassen sich somit durch die Fähigkeit des unbewußten „Ich" — den Gehalt der Vorgänge im Unbewußten des Kranken widerzuspiegeln und sie in Bildern und Handlungen zu verkörpern — auf natürliche Weise erklären. Indem das Unbewußte des Mediums den Gehalt der „jenseitigen" psychischen Prozesse des Subjekts wiedergibt, klärt das Unbewußte des Mediums die dem Subjekt selber völlig verschlossenen Ursachen für seine Erkrankung auf, nimmt sozusagen eine Analyse seines unbewußten psychischen Tuns vor, d. h. es bringt, ohne darum zu wissen, die Freudsche Heilmethode in Anwendung, nur mit dem Unterschiede, daß seine außergewöhnlichen Fähigkeiten es ihm möglich machen, erst in die Region des Unbewußten des Kranken vorzudringen und dann die Bedeutung der Symptome seiner Erkrankung klar zu legen, während die Psychoanalyse zunächst

darauf ausgeht, die symbolische Sprache des Unbewußten zu dechiffrieren und dann erst in die jenseits der Schwelle liegende Region vordringt und Sinn und Bedeutung der Symptome feststellt. Daher sind auch die angeführten Fälle der Frau H., Frau G. und Frau M. ein ganz augenfälliger Beweis für die Richtigkeit der psychoanalytischen Methode.

Zur Psychologie des modernen Erziehers

Von Nelly Wolffheim

Die Stellung des modernen Erziehers zum Kinde hat sich von Grund auf geändert. Bei der alten Erziehung — die ja heute noch die vielfach anerkannte ist — ist der Erzieher der Beherrscher des Kindes. Er befiehlt, es hat zu folgen. Er führt, es soll sich führen lassen. Der Erzieher nimmt dabei das Kind als „kleinen Erwachsenen", den man allmählich den Maßen des wirklich Erwachsenen angleichen müsse. Nicht etwa das Kind gleicht sich an, aus sich heraus, aus selbstverständlichem Werden, sondern es wird angeglichen, geformt — erzogen.

Der moderne Erzieher setzt vor allem Zweifel vor die Frage, ob das Kind überhaupt erziehbar, d. h. durch direkte, bewußt ausgeführte Erziehungsmaßnahmen beeinflußbar sei. Die Achtung vor der Persönlichkeit steht neben diesem Zweifel; sie verhindert, daß der Erzieher in die Entwicklung des Kindes eingreift und es hemmt, wo keine wesentlichen Notwendigkeiten dafür vorliegen. Nicht Führer will der moderne Erzieher sein, sondern Schützer und Berater — doch auch hiebei ist er zurückhaltend, und nach Möglichkeit sucht er seine Aktivität dem Kinde gegenüber zurückzudrängen.

Aus der veränderten Einstellung des Erziehers zum Kinde ergeben sich für ihn selbst seelische Schwierigkeiten, die nicht unbeachtet bleiben dürfen. Bei der Berufswahl schon sollte man das Augenmerk auf sie richten.

Die Liebe zu Kindern ist es, die in den meisten Fällen zu einer Beschäftigung mit ihnen drängt. Was aber steht hinter der bewußten Liebe im Unbewußten der Persönlichkeit? Sicherlich entspringt die Liebe zu Kindern immer einer Identifizierung mit ihnen. Nur, wer sich — wenn auch unbewußt — an Stelle des Kindes setzt, wird ihm wirkliche Zuneigung entgegenbringen. Gedanken an eigene Kindheit, oft an eigene Leiden, bilden die Grundlage zu einem Helfenwollen; man will es als Erzieher den Kindern eben besser gestalten, als man selbst es einst hatte. Häufig wird bei der Wahl des Erzieherberufes eine Gegnerschaft gegen die eigenen Eltern und Erzieher mitsprechen, obgleich in den seltensten Fällen dieser Gedanke aus dem Unbewußten hervor ins Bewußtsein dringt. Entspringt doch zumeist ein Reformierenwollen unbewußten Antrieben, die im Verhältnis zu einem Elternteil ihre Wurzeln haben. Daß diese Motive — wo sie den Hintergrund zur Berufswahl bildeten — den Pädagogen zu einer

Aktivität führen möchten, die er bewußt nicht gutheißt, steht außer Zweifel, und Konflikte erwachsen ihm sicherlich daher. Noch vielmehr dort, wo etwa sozialpolitische Einstellung, der Wunsch, Ideen zu verbreiten, Richtungen anzubahnen, den Ausgangspunkt für erzieherisches Wirken bilden. Hier liegt auch die Gefahr nahe, — und sie spielt bei der alten Erziehung sicherlich eine Rolle — daß man das Kind als Objekt behandelt und selbst bei bewußter Ablehnung der Autorität, unbewußt zu seinem Führer werden will.

Die Mitwirkung unbewußter Komponenten bei mancherlei Schwierigkeiten des Pädagogen kann nicht scharf genug in das Blickfeld gerückt werden. Mancher Erzieher leidet unter gelegentlichen Disziplinschwierigkeiten. Das Versagen eines Kindes, der Widerstand einer Klasse beleidigt, oft auch bei bewußt freier Einstellung des Erziehers, seinen Narzißmus; er nimmt solche Reaktionen als eine Folge eigener Fehler, faßt sie als Bloßstellung auf und läßt sie dadurch als Kränkung auf sich wirken. Ehrgeizige Erwachsene ertragen es nur schlecht, wenn sie die Kinder nicht den ihnen vorschwebenden Weg gehen sehen. Und hier zeigt es sich, wieviel schwerer es der moderne Erzieher hat: Ein Erzieher alten Schlages will regieren, der moderne Erzieher lehnt dieses Wollen ab, doch spielt sein Unbewußtes ihm oft einen unangenehmen Streich, indem es seine Auswirkungen eine zu deutliche Sprache sprechen läßt.

Auch den modernen Erzieher kann gelegentlich ein vom Unbewußten geleiteter Trieb überkommen, ein Kind zu quälen. Gibt es Pädagogen, die nie Fehlgriffe taten, nie — trotz bewußter Ablehnung derartiger Handlungen — ihren Willen dem des Kindes aufzwingen wollten? Machtgier, Sadismus und noch manches andere kann da mitschwingen. Vielleicht waren es gerade solche Triebe, die den Erzieher seinen Beruf wählen ließen, unbewußt freilich und nach außen hin durch einleuchtende und bestechende Gründe verschleiert. Man denke daran, daß Übergüte oft Grausamkeit kompensiert, daß Weichheit, auch in der Pädagogik, häufig sadistische Antriebe verdeckt.

Welche Rolle die — zumeist unbewußten — Schuldgefühle bei der Erziehertätigkeit spielen, sei hervorgehoben. Wo der Erzieher selbst seine schwache Stelle spürt oder auch nur dunkel ahnt, wird er unduldsam dem Kinde gegenüber. Er will — und wohl gerade bei einem sehr geliebten Kinde — nicht gleiche Fehler sich entwickeln lassen. Vielleicht will er auch unbewußt an den Kindern heimzahlen, was ihn selbst quälte oder noch quält. Die Auswirkungen des Unbewußten sind dem bloßen Auge nicht erkennbar und nur mit Hilfe der psychoanalytischen Brille gelingt es, sie zu durchschauen.

Schwierigkeiten, die dem modern gerichteten Erzieher erwachsen, erhalten starke Antriebe aus seiner eigenen Kindheit. Nicht nur die bewußten Erinnerungen kommen hier in Betracht, sondern Bindungen, die im geheimen mitsprechen. Auch oft dort, wo der Erzieher im Gegensatz zur eigenen Erziehung steht, ihre Fehler kennt, sie zu umgehen sucht und vielleicht, wie oben erwähnt, dadurch zu seiner Berufswahl kam, gerade dort klammert sich vielleicht sein Unbewußtes an eigene Erziehungseindrücke, heißt sie gut, weil der geliebte Elternteil sie vermittelte. Auch an Einflüsse seiner Ausbildung und Studien ist der Pädagoge gebunden, und selbst wenn er mit voller Anerkennung zu neuen

Prinzipien und Einsichten übergegangen ist, wird besonders der nicht mehr ganz junge Erzieher durch früher Aufgenommenes und Anerkanntes gebunden, ja, vielfach in seinem Schaffen behindert sein. Niemand vermag über seinen Werdegang hinwegzukommen.[1]

Die alte Erziehung ist weniger konflikterfüllt als die moderne: Sie stützt sich auf den festen Glauben an ihre Allmacht. Ihr steht ihre Aufgabe und ihr Ziel und das Bewußtsein ihres Einflusses fest; moderne Erziehung — wohl weil sie noch nichts fest Umrissenes ist — entbehrt dieses sicheren Gerüstes. Kommen dem Pädagogen die oben erwähnten Zweifel, dann verliert er leicht den Boden unter den Füßen und fragt sich, ob es überhaupt einen tieferen Sinn habe, Berufserzieher zu sein. Moderne Erziehung läßt pädagogische Wirksamkeit geringer erscheinen, soweit sie sich in Maßnahmen und Methoden dartut, doch weiter, wenn sie sich als höheres Menschentum auswirkt. Will man aus erzieherischem Tun einen Lebensberuf machen, gilt es, sich ein Ideal zu gestalten, eine Formel für seine Aufgaben zu finden. Der Narzißmus des Menschen würde es nicht vertragen, auf die Dauer nur die passive Rolle zu spielen, die der moderne Erzieher sich zuweist. Freilich, wenn sich sein Wirken auf den Einfluß von Mensch zu Mensch — der Übertragung im psychoanalytischen Sinne — aufbaut, wenn es ihm gelingt, Kinder und junge Menschen auch ohne bewußte Aktivität mitzuziehen, dann wird er sich nicht in die unbefriedigende Rolle des nur gelegentlich eingreifenden Beraters versetzt fühlen. Aber man vergesse nicht: Durchaus nicht jeder, der Kinder liebt und für sie leben will, nicht jeder, der Erzieher sein möchte, hat die Eignung, in einem größeren Kreise eine gute Bindung herzustellen. Und wo der Einfluß der mit den Kindern lebenden Persönlichkeit versagt, wird auch sein Wirken ohne Widerhall bleiben und ihn selbst daher unbefriedigt lassen. Die alte Erziehung hat positive Stützen in ihren Maßnahmen, Vorschriften, Strafen. Moderne Erziehung setzt alles auf die Persönlichkeit und das durch sie geschaffene Milieu.

Wer heute „Erzieher“ werden will (bis für die umgestaltete Wirksamkeit ein zutreffenderes Wort gefunden wird, sei diese Bezeichnung gewählt), muß seine Stellung zum Kinde und zu seiner Aufgabe gut überschauen; er sollte versuchen, sich klar zu werden, welche Vorgänge in seinem Unbewußten ihn zum Kinde, zum Erzieherberuf führen. Es wäre daher wünschenswert, — wenn auch fürs erste praktisch noch nicht möglich — daß sich jeder angehende

1) Nach Beendigung dieser Arbeit fand ich in der Zeitschrift „The new Era“ einen Bericht über die von Tagore in Indien begründete Schule „Santiniketan“. Ich möchte in diesem Zusammenhange eine Stelle daraus wiedergeben. Nachdem der Berichterstatter auf Schwierigkeiten hinwies, die die Durchführung des von Tagore befürworteten freiheitlichen Systems gelegentlich den Lehrern bereitet, fährt er fort: *„Practically every one of us teachers has been to some extent inoculated with the poison of the old systems . . . The ‚old Adam‘ is strong in all of us, and it ist sometimes hard for us not to impose upon the children over whom we have control some of the so-called ‚discipline‘ of the older methods of education.“*

Erzieher einer Psychoanalyse unterzöge. Es läge dies in seinem Interesse, um Enttäuschungen und Fehlschläge einzuschränken, doch auch im Interesse der Kinder, denen ein analysierter Erzieher einsichtsvoller und verständnisreicher gegenübertritt.

Eingegangen im Sommer 1925.

Der Ödipus-Komplex im Fieberdelirium eines neunjährigen Mädchens

Von Dozent Dr. Josef K. Friedjung (Wien)

Während man seit Jung vielfach mit Erfolg den Versuch machte, die psychischen Produkte Geisteskranker mit den Mitteln der Psychoanalyse zu deuten und zu verstehen, ist meines Wissens diese Methode auf die flüchtigen Gebilde akuter Intoxikationspsychosen, im besonderen der im Kindesalter so häufigen Fieberdelirien, noch nicht angewendet worden. In der letzten Morbillenepidemie Wiens vom Frühjahre 1923 konnte ich die folgende Beobachtung festhalten, die auch ohne ausführliche Analyse wegen ihrer Durchsichtigkeit die Annahme zuläßt, daß ein akutes Intoxikationsdelir den gleichen Gesetzen folgen kann, wie die Traumbildung.

Die neunjährige N. L., das erste Kind gesunder Wiener jüdischer Eltern, ist von blühender Gesundheit, intelligent, gutmütig, leicht erziehbar. Die vierjährige Schwester zeigt neuropathische Züge. N. hat seit Jahren ihr eigenes Schlafzimmer, doch soll es in früheren Jahren in der Ferienzeit vorgekommen sein, daß sie das Schlafzimmer der Eltern manchmal teilte. Kürzlich gestand sie der Mutter ohne stärkeren Affekt im Gespräche, sie habe ein Geheimnis. Ohne viel Widerstand erzählte sie, vor etwa einem Jahre habe sie, da sie an den Storch nicht mehr glaubte, die Mutter nach der Herkunft der Kinder gefragt. Die Antwort sei ihr verweigert worden, aber einige Monate später habe sie es von einem anderen Mädchen erfahren. Der Mutter aber habe sie das verschwiegen. Während der Krankheit liegt sie in einem der Ehebetten neben der Mutter.

Dieses Kind erkrankte an Morbillen. Beim Exanthemausbruch mißt sie 38·8° in axilla. Dabei spielen sich im Delir folgende Szenen ab: *Ki.:* „Mama, du darfst nicht bös sein!" — *Mu.* sucht sie zu beruhigen: „Du bist doch ein braves Kind. Warum sollte ich denn böse sein?" — *Ki.:* „Weil ich geheiratet habe." Ein Weilchen der Beruhigung. Dann: „Sagst du es dem Papa?" — *Mu.:* „Was soll ich denn dem Papa sagen?" — *Ki.:* „Mit ihm hab ich doch geheiratet." — *Mu.* beruhigt sie wieder; das mache doch nichts, sie solle jetzt nur schlafen. — *Ki.:* „Ich kann doch nicht schlafen, der Papa macht doch so einen Lärm!" Dabei hat sie die Mutter schmerzhaft fest an der Hand gefaßt, so daß man noch am Morgen die Spuren ihrer Fingernägel sieht.

Bei meinem Kommen am Vormittag finde ich sie schon ziemlich munter. Ich frage nach dem Traume, und es entwickelt sich folgendes Gespräch:

Ki.: „Wir haben in keinem Tempel und in keiner Kirche geheiratet.“ — *Ich:* „Ja, wo denn?“ — *Ki.:* „Im Wald. *(Nach einer Pause.)* Und das schönste war, daß wir im Nachthemd waren, ich und der Papa.“ — *Ich:* „Nun, und was habt ihr dann gemacht?“ — *Ki.:* „Dann sind wir nach Hause gegangen und schlafen gegangen.“ — *Ich:* „Nun, hast du gut geschlafen?“ — *Ki.:* „Aber ich habe nicht schlafen können; der Papa hat einen solchen Lärm gemacht.“ —

Auf dem Kästchen neben ihrem Bette steht ein Blumenstrauß. *Ich:* „Von wem hast du denn die Blumen?“ — *Ki. (lächelnd):* „Vom Papa! Das ist das Hochzeitsbukett.“ — Dann erzählt sie noch (und das hat sich wirklich abgespielt): „Heute habe ich mit dem Papa telephoniert und habe ihn gefragt, wann wir auf die Hochzeitsreise gehen. Und er hat nicht gewußt, was ich will.“ — *Ich:* „Hast du denn deinen Papa so lieb?“ — *Ki. (ernst):* „Ja, sehr!“ — —

Die ganzen Aufzeichnungen beruhen auf einem Stenogramm, so daß ich ihre Verläßlichkeit verbürgen kann. Einer Deutung bedarf das kleine Protokoll wohl nicht. Wohl aber wäre es interessant, kindliche Fieberdelirien öfters zu fixieren, um ihren Inhalt kennen zu lernen.

KRITIKEN UND REFERATE

AUGUST AICHHORN: Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Sigm. Freud. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1925.

Aichhorn hat lange Jahre als Leiter staatlicher Erziehungsanstalten und als Erzieher in Erziehungsberatungsstellen gewirkt. Er ist ein Praktiker und sein Buch wendet sich an die praktisch in der Erziehung Tätigen. Er hat sich ein Teilproblem der Erziehung, die Fürsorge-Erziehung, zur eigentlichen Domäne gewählt. Sein Buch ist nicht für Analytiker geschrieben. Der Analytiker kann daraus bloß entnehmen, inwiefern es für die Fürsorgeerziehung und für die Erziehung im allgemeinen ein Fortschritt ist, wenn sie sich von der Psychoanalyse Rüstzeug holt. „Erziehungsarbeit ist etwas *sui generis*, das nicht mit psychoanalytischer Beeinflussung verwechselt und nicht durch sie ersetzt werden kann. Die Psychoanalyse des Kindes kann von der Erziehung als Hilfsmittel herangezogen werden. Aber sie ist nicht dazu geeignet, an ihre Stelle zu treten", sagt Freud in seinem Geleitwort.

Erziehung ist eine zielgerichtete Tätigkeit. Der Erzieher ist Funktionär der Gesellschaft. „Wir sind Fürsorgeerzieher", sagt Aichhorn, „und haben die soziologischen Zusammenhänge zu erkennen. Wir können uns für unsere Person zu irgendwelcher Ordnung bekennen, haben aber einen streng vorgezeichneten Weg vor uns: die heutige dissoziale Jugend zur sozialen Einordnung zu führen." Der Begriff „verwahrlost" umschließt ein soziologisches Werturteil, daraus folgt, daß er sich mit der wechselndeu Gesellschaftsstruktur ändert und sich dem jeweils herrschenden Gesellschaftsideal anpaßt. Aichhorn setzt die gesetzlichen Grundlagen der Fürsorgeerziehung auseinander und zeigt dabei, wie enge Grenzen das Gesetz und unsere heutige Auffassung von der elterlichen Erziehungsgewalt dem amtlichen Erzieher stecken. Vorbeugende Erziehungsfürsorge ist in fast allen Fällen unmöglich, es bleibt meist nur die viel schwerere Aufgabe, Schäden wieder gut zu machen. Der Autor schildert seine Tätigkeit in der Anstalt und in der offenen Jugendfürsorge. In der offenen Fürsorge, in der Erziehungsberatung muß das Eingreifen des Beraters rasch zu praktischen Resultaten führen. Der Erzieher muß trachten, möglichst schnell einen Überblick zu bekommen, um die geeigneten Maßnahmen vorschlagen zu können. Die Zeit, so oft die Helferin des Analytikers, ist die Feindin des Erziehungsberaters. Aichhorn, der ohne Zweifel ein ungewöhnliches Maß von Intuition und

Einfühlungsgabe besitzt, kennt die psychische Situation eines Zöglings, der nach mannigfachen Reibungen mit der Umgebung nur gezwungen zu ihm kommt. Er trägt seinem Mißtrauen Rechnung und weiß die Übertragung herzustellen. Der Erfassung des psychischen Sachverhaltes dient die Exploration, die Aichhorn unter der Bezeichnung einer Symptomanalyse schildert. Ich halte diese Bezeichnung nicht für sehr glücklich gewählt — denn mit Analyse oder analytischer Technik hat diese Art der Ausforschung nichts zu tun. Selbstverständlich haben schon vor Aichhorn alle Erziehungsberater solche Ausforschungen versucht. Aber ihre Bemühungen mit oder ohne wissenschaftliche Apparatur mußten alle mehr oder weniger im rein Intellektuellen und Formalen stecken bleiben, weil ihre Denkrichtung und Beobachtungsschulung ihnen die affektive Seite des Problems zu wenig enthüllte. Aichhorn hat hingegen bewußt und theoretisch wohl fundiert die Ergebnisse dynamischer psychoanalytischer Psychologie auf die Erziehung angewandt.

Er erzeugt die Affektsituationen, wie er sie für seine Zwecke braucht, experimentell. Dem Hochstapler, dessen korrekte Glätte eine unüberwindliche Waffe ist, entwindet er diese, indem er den Zögling durch ein suggestives Gespräch zum Durchbrennen veranlaßt. Der zurückgekehrte Flüchtling bietet ihm dann die psychische Situation, die er braucht. Der Dieb an der Tabakskasse, dem er auf der Höhe der Affekte das Abreagieren verwehrt, um die Katharsis wirksam vorzubereiten, ist ein zweites Beispiel für die Art und Durchführung solcher Experimente. Welche große Bedeutung Aichhorn der Affektsituation beimißt, beweist auch der Umstand, daß er dem Erzieherpersonal durch gemeinsame Aussprachen und Unterredungen unter vier Augen die Möglichkeit zu Affektentladungen bot.

Aichhorn stellt die Übertragung in den Mittelpunkt der Erziehung, Sie ist ihm Ausgangspunkt, und wie es scheint, einziges Erziehungsmittel. Was eine geschickt gehandhabte Übertragung zu leisten imstande ist, zeigen seine Erfahrungen an den Aggressiven. Solche Zöglinge machen die größten Führungsschwierigkeiten und man zog, allzu sehr beeindruckt durch die praktischen Erwägungen den Schluß, daß diese Fälle auch erzieherisch die hoffnungslosesten und ungünstigsten sein müßten. Aichhorn gab diesen Burschen in der Person der weiblichen Erzieherinnen das Objekt, an das sich ihre durch Nachlassen der Aggressionen freiwerdende Libido am leichtesten anhängen konnte, und erreichte dadurch Objektbesetzung und Erziehbarkeit. Für den Analytiker sind solche Erfahrungen eine hübsche Bestätigung seiner theoretischen Annahmen, für die Erziehungspraktiker sind es neuartige Tatsachen auf Grund neuartiger Überlegungen. Wie er in der offenen Fürsorge, in der Erziehungsberatung, die Übertragung handhabt, schildert er an zahlreichen Beispielen. Er redet mit den Burschen vom Fußball und vom Kino; mit den Mädchen von der Haarschleife oder vom Bubikopf.

Der Autor unterscheidet eine latente und eine manifeste Verwahrlosung. „Unter Verwahrlosung versteht man den Zustand, bei dem die Mechanismen, die das soziale Handeln bestimmen, nicht normal ablaufen. Unter Anlaß, Auslösung der Verwahrlosung, versteht er alles das, was man bisher als die Ursache der Verwahrlosung ansah: die Gesellschaft, die Lektüre, das Kino usw. Den Verwahrlosungsäußerungen kommt nur symptomatische und soziologische Bedeutung zu. Allgemeinste Ursache der Verwahrlosung ist immer ein Zuwenig

oder Zuviel. Ein Zuviel an geforderter Triebeinschränkung und Zuwenig an gewährter Triebbefriedigung, oder ein Zuviel an gewährter Triebbefriedigung und ein Zuwenig an verlangter Triebeinschränkung. Diese Ergebnisse beweisen auch, wie oberflächlich die modernen Erziehungsbestrebungen das Problem treffen, die Erziehen mit Gewährenlassen gleichsetzen. Sicher wurde durch allzu harte Zucht an den Erziehungsobjekten viel verdorben, aber das andere Extrem ist ebenso undurchführbar und kann zu den gleichen Schädigungen führen. Er gibt absichtlich keine Definition der Verwahrlosung und keine Theorie. Er schildert seine praktischen Erfahrungen und greift einige Typen heraus, die ihm mit Hilfe seiner psychoanalytischen Schulung durchsichtiger waren, wie den Erziehern ohne eine solche Vorbildung. Er versucht die Aufhellung des Problems vom Einzelindividuum aus. Man hat bis jetzt meist versucht, das Problem von außen anzugehen, von der Gesellschaft aus, und die Wirkungen auf die Gesellschaft waren es vorwiegend, die die Aufmerksamkeit der Bearbeiter auf sich zogen. Aichhorn fragt sich, unter welchen Umständen wir ein Kind als normal bezeichnen. Als normal vom Standpunkte der Erziehung aus gesehen, bezeichnen wir ein Kind, das sich den von der Umwelt geforderten Triebeinschränkungen unterwirft, die Wege und Ziele seiner Triebbefriedigung im Sinne der kulturellen Forderungen formt. Setzt es dem auf seine Triebbefriedigung geübten Druck einen erfolgreichen Widerstand entgegen, so muß es sich, da es keine Vernichtung von Trieben gibt, abnorm entwickeln. Er gibt einige Beispiele, die zeigen, unter welchen Umständen solche fehlerhafte Entwicklungen zustande kommen. Er führt Fälle an, bei denen das unbewältigbare psychische Trauma solche Folgen zeitigt. Ein anderes Mal zeitigt eine unbewußte inzestuöse Bindung das gleiche unerwünschte Endergebnis. Es wären noch viele Voraussetzungen denkbar, die gleiche Wirkungen haben können. Auch der Verbrecher aus Schuldgefühl gehört in diesen Zusammenhang. Aichhorn erwähnt ausdrücklich, daß nicht jeder Verwahrloste ein neurotisches Problem biete. Wenn er trotzdem so viele Beispiele gerade aus Gruppen bringt, die alle große Ähnlichkeiten mit Neurotikern oder Psychotikern aufweisen, so liegt das an der Auswahl des Materials. Diese Fälle waren natürlich dem analytisch Geschulten am durchsichtigsten. Gerade an diesen Fällen kann er die Leistungsfähigkeit seiner Betrachtungsweise am treffendsten beweisen.

Um den Pädagogen seine theoretischen Folgerungen klarzulegen, stellt sich Aichhorn absichtlich auf einen einseitigen Standpunkt, auch um zu zeigen, wie weit diese Betrachtungsweise führt. Zuerst macht er das Lust- und Realitätsprinzip zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen und untersucht das Problem der Verwahrlosung in seiner Stellung zum Lust- und Realitätsprinzip. Er schildert das Kind, absichtlich schematisierend und vereinfachend, als das primitive Lust-Ich. Er geht weiter und zeigt, wie die allereinfachsten Anforderungen des Lebens die Alleinherrschaft des Lustprinzips brechen und dem Realitätsprinzip Geltung verschaffen. Das Realitätsprinzip wird so weit dominierend, daß die Selbstbehauptung, die Befriedigung der einfachsten vitalen Interessen gewährleistet wird. Das soziale Handeln wird dadurch noch keineswegs garantiert — das soziale Handeln ist das Resultat der gelungenen Unterordnung unter die hemmenden, triebbeschränkenden Mächte. Diese Einstellung macht auch die Tatsache ver-

ständlich, daß Dissoziale, die in den Äußerungen ihrer Verwahrlosung so wirklichkeitsfremd und triebhaft blind vorgehen, sich oft dem täglichen Leben und dem Beruf glänzend anpassen. Die Äußerungen der Sexualität sind bei den Dissozialen nicht unter einheitliche Gesichtspunkte zu ordnen. Es gibt unter ihnen solche, die sich auf sexuellem Gebiet scheinbar völlig normal verhalten; Frühentwickelte und Spätentwickelte, Potente oder wenig Potente und auch Impotente.

Im letzten Vortrag untersucht Aichhorn sein Problem von strukturellen Gesichtspunkten aus. Das soziale Handeln setzt einen normalen Kontakt zwischen Ich und Über-Ich voraus, und ein Ich-Ideal, das die Gesellschaftsnormen als bindend anerkennt und bei von diesen Normen abweichendem Verhalten das normale, bewußte Schuldgefühl auslöst. Auch hier zeigt Aichhorn an einigen Typen Konstellationen, die eine solche Entwicklung erschweren oder unmöglich machen. Angehörige von Verbrecherplatten z. B. verhalten sich innerhalb ihrer Lebensgemeinschaft oft völlig sozial. Aber ihr Ich-Ideal steht im Gegensatz zu den allgemein herrschenden Gesellschaftsnormen, und so muß es zu Reibungen, zu irgendwelchen, von der Gesellschaft als asozial empfundenen Äußerungen kommen. Ein uneheliches Kind, das wie ein überall störender Gegenstand von Ecke zu Ecke gestoßen wird und von Pflegestelle zu Pflegestelle wandert, hat niemals Zeit und Ruhe genug, um dauerhafte Objektbesetzungen einzugehen, es wird nie dazu kommen, durch Introjektion einen Über-Ich-Kern zu bilden. In einem anderen Falle entlehnt das Kind eines Säufers dem unbrauchbaren Vorbild unbrauchbare Züge für eine Über-Ich-Bildung. Die Roheitsdelikte solcher Kinder lassen sich auf dieser Basis ohne die Annahme einer hereditären Belastung erklären. Es ist auch anzunehmen, daß es Kinder gibt, wo bereits durch Anlage die Faktoren, die die Mechanismen der Objektbesetzung und Introjektion auslösen, nicht funktionieren; auch in diesen Fällen, die freilich meist der Psychose sehr nahe stehen werden, kann es zu Verwahrlosung kommen. Ein ebenso mangelhaftes Endresultat wird sich ergeben, wenn die Eltern unvereinbare Gegensätze sind und dadurch die Identifizierung erschweren, wenn Identifizierung und Objektbesetzung gegeneinander spielen.

Damit ein Dissozialer sozial wird, muß er das fehlende Stück Entwicklung nachholen. Er muß über die Mechanismen der Objektbesetzung, Identifizierung und Introjektion zu einem für diese Gesellschaftsordnung passenden Ich-Ideal kommen, dessen Forderungen sich das Ich fügt. Der Erzieher des Dissozialen muß die Situation kennen und wissen, welche psychische Prozesse in seinem Erziehungsobjekt ablaufen müssen. Ein analysierter Erzieher, der die Übertragungs- und Widerstandszeichen an seinen Zöglingen bemerkt und ihnen mit bewußter Überlegung begegnen kann, wird sichrere und häufigere Erfolge haben, wie ein anderer, den Unkenntnis des eigenen und fremden Seelenlebens immer wieder um die Früchte seines Wirkens bringen. Der Persönlichkeit des Erziehers fällt eine wichtige Rolle zu im Erziehungswerk. Den Verwahrlosten muß die Übertragung das fehlende Stück Entwicklung nachholen lassen. Der Erzieher arbeitet im Gegensatz zum Analytiker nur mit der positiven Übertragung; sie ist ihm Helferin und Wegbereiterin. Aber die Objektbesetzung, die Übertragung ist auch hier bloß der erste Schritt — und wenn Aichhorn von „Ausheilung" in der Übertragung spricht, so meint er damit kein

Analogon zu dem, was wir in der Analyse einen Übertragungserfolg nennen. Die Dynamik einer erzieherischen Ausheilung ist eine etwas andere wie die einer analytischen Ausheilung. Ob die Persönlichkeitsstruktur des Zöglings es erlaubt, sich mit der Erzieherperson zu identifizieren und sie zu introjizieren, ist das ausschlaggebende Moment. Ein Stück Über-Ich muß nach dem Erziehervorbild sich formen. Dafür ist natürlich die Struktur und Genese des Über-Ichs wichtig, weil ja, wie Freud im Ich und Es ausführt, „der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist und die Geschichte dieser Objektwahlen enthält". Dort, wo das vorhandene Über-Ich den Anforderungen des Erziehers konträr ist, wird die Erziehung ebenso scheitern wie dort, wo ein überstarker Narzißmus die Objektwahl verhindert. Die Frage der Erziehbarkeit fällt zusammen mit der Frage der Übertragungsfähigkeit.

Aichhorns Buch, von einem Pädagogen für Pädagogen geschrieben, enthält vieles, was dem Analytiker selbstverständlich erscheint und vieles nicht, was der Analytiker vom Pädagogen gerne wissen möchte. Für das Publikum dieses Pädagogen, mit seinem Mißtrauen gegen die Analyse und seinem Sexualwiderstand sind die außerordentlich zurückhaltenden Formulierungen analytischer Tatbestände bestimmt. Für dieses Publikum ist auch die Sprache, die alle in der Erziehung üblichen Fachausdrücke so verwendet, wie es die pädagogische Literatur tut. Für den Analytiker, der unter manifest, latent oder Regression ganz bestimmte in seiner Disziplin scharf umschriebene Begriffe kennt, ist dieser Umstand manchmal irreführend. Aichhorns Buch will werben und interessieren, der Analyse neue Kreise erschließen und Sympathien gewinnen. Er will tatsächlich, wie der Titel sagt, eine erste Einführung geben, und zeigen, wie alte Probleme durch eine neue Disziplin, eben die Psychoanalyse, ihrer Beantwortung näher gebracht werden. Ich glaube, daß das Buch die Aufgabe, die sich sein Autor gestellt hat, in mustergültiger Weise erfüllt.

Hedwig Schaxel (Wien).

WILLIAM McDOUGALL: Professor Freud's Group Psychology and his Theory of Suggestion. British Journal of Medical Psychology, 1925, Bd. V, p. 14.

In dieser Arbeit, die ein Beitrag zu einer Festschrift für Morton Prince (Morton Prince Commemoration Volume) ist, schreibt McDougall eine Kritik zur Freudschen Auffassung der Massenpsychologie. Er beginnt in sarkastischem Ton und macht Freud den Vorwurf von Widersprüchen bei Anwendung der Worte grausam, brutal und destruktiv in bezug auf die Instinkte. Freud anerkennt McDougalls grundlegende Theorie der Massenpsychologie, daß, trotz Herabsetzung des individuellen Niveaus in der Masse, die Menschheit sich nur durch das Leben in der Gemeinschaft über das Tier erhebt. McDougall beklagt sich darüber, daß trotz dieser Anerkennung Freud seine Auffassung der Organisation verwirft und bloß das Problem von neuem aufstellt, ohne eine andere Lösung vorzuschlagen. Weiter wendet er ein, daß Freud seine Theorie der gesteigerten Affektivität der Masse mißversteht, indem er von ihm (McDougall) behauptet, daß er das Phänomen „durch die uns bereits bekannte Gefühlsansteckung" erkläre. McDougall

versichert uns, daß er gar keine Erklärung gegeben hat und versucht ziemlich ausführlich zu beweisen, daß Le Bon zwar diese Gefühlsansteckung als eine Suggestionswirkung hinstellt, er aber darin ein ganz anderes Grundphänomen erblickt. In seinen „Introductions to Social Psychology" erklärt der Autor, daß er diese Punkte deutlich unterscheide, und stellt auch eine eindeutige Theorie der Suggestion auf, die Freud anscheinend übersehen hat. Er argumentiert, daß man bei Herdentieren einen ausgesprochenen spezifischen Unterwerfungstrieb findet, welcher als wichtigster Triebfaktor bei der echten Suggestion am Werk ist. Freud hat nach Behauptung des Autors keine Definition der Ich-Triebe zu geben versucht, wäre aber, wenn er es getan hätte, zu dem Ergebnis gekommen, diese den Selbsterhaltungs- und Unterwerfungstrieben gleichzusetzen. McDougall beginnt dann eine Polemik gegen Freuds Aufstellung der libidinösen Bindungen einerseits an den Führer, anderseits an die anderen Mitglieder der Masse. Er will uns nahelegen, daß das Vorhandensein solcher Bindungen von Freud behauptet worden sei, um die Massenpsychologie bloß zu einem Anhang seines psychologischen Systems zu stempeln. Weiters untersucht der Autor Freuds Unterscheidung zwischen der echten Panik und der bloßen Massenangst, wobei erstere durch den Tod des Führers gekennzeichnet ist. Er findet, daß diese Theorie durch Anführung authentischer Fälle im letzten Kriege hätte unterstützt werden müssen. Nach McDougall ist die Panik Funktion eines in der unorganisierten Masse wirkenden Triebes und nicht, wie Freud angibt, „eine Leistung des ‚*group mind*'". In einer späteren Behauptung verrät der Autor seine Unfähigkeit, Freuds umfassende Libidotheorie zu verstehen; er meint, es wäre viel einfacher, die Elternliebe ganz gesondert vom Sexualtrieb anzusehen. Seine Neigung zu dieser Annahme eines unabhängigen Elterntriebes unterstützt er durch den Hinweis, daß bei den meisten Tieren die beiden Triebe ganz unabhängig arbeiten. Gegen die Auffassung der Masse als Wiederaufleben der Urhorde wendet er ein, daß es weniger ausgefallene Erklärungsmöglichkeiten gibt, daß dabei die führerlose Masse nicht in Betracht gezogen ist, daß sie nichts zum Verständnis der gegenseitigen Suggestibilität unter den Mitgliedern einer Masse beiträgt, schließlich stellt diese Auffassung das ganze Gemeinschaftsleben als archaische Regression hin und sieht in Neid und sexueller Eifersucht die Wurzeln höherer Leistungen, wobei die Wurzeln selbst unerklärt bleiben. McDougall schließt mit den Worten: „unbewiesen und höchst unwahrscheinlich". Er für seine Person will von der geheimnisvollen Macht des Urvaters unberührt bleiben.

Robert M. Rigall.

Health and Psychology of the Child. — Herausgegeben von Elizabeth Sloan Chesser MD. Verlag W. Heinemann Ltd.

Die vielen Besprechungen, die über das Buch bereits erschienen sind, ließen uns erwarten, darin viel Neues für Eltern und Lehrer zu finden. Dies ist aber nicht der Fall. Die Tatsachen und die Art, wie sie dargestellt sind, bewegen sich auf ausgefahrenen Bahnen, und während die verschiedenen Autoren häufig von der ungeheueren Bedeutung der Kinderpsychologie sprechen, müssen wir uns oft erstaunt fragen, wie weit die tiefere Psychologie des Kindes wirkliche Berücksichtigung

gefunden hat; dasselbe gilt von seinen Strebungen und Triebäußerungen und deren — normalen oder pathologischen — Umbildungen im Laufe der Entwicklung. Auf die Ursache vieler, nur allzu bekannter Schwierigkeiten im Leben des Kindes wird nicht näher eingegangen und immer wieder die Mutter als geeignetste Person zur Behebung aller Übelstände gepriesen. Und doch weiß jeder, der dieses Thema im Lichte der neuesten psychologischen Funde untersucht hat, daß die innigen Bande zwischen Eltern und Kind, die Tatsache, daß jene in ihrem Verhalten von der unbewußten Einstellung zu ihren Kindern bestimmt werden, was eigentlich bei allen Fällen die Ursache des Übels ist, nicht dazu angetan sind, die Eltern zum Arzt einer Krankheit zu machen, die sie selbst verschuldet haben.

Wir sind überrascht, von Autoren, die Einzeluntersuchungen an Kindern und über kindliche Probleme angestellt haben, etwa folgende Bemerkungen zu hören, um einige besonders krasse Beispiele herauszugreifen: „Wenn jedoch ein Verhalten tatsächlich Schmerz oder Unbehagen zur Folge hat, werden selbst sehr kleine Kinder es nicht wiederholen wollen und einen anderen Weg der Reaktion wählen. Die frühe Erwerbung guter und die Vermeidung schlechter Gewohnheiten ist eine der ersten Stufen der psychologischen Erziehung des kleinen Kindes, eines der Hauptziele einer guten Mutter. Daraus erklärt sich die Berechtigung korrektiver Strafen auch schon bei ganz kleinen Kindern.“ Nach diesen Ausführungen könnte man schließen, daß Dr. Eric Pritchard die Anwendung schmerzhafter, korrektiver Strafen schon bei „ganz kleinen Kindern“ empfiehlt. Eine derartige Ansicht überrascht uns in einem Buch, das die Psychologie des Kindes behandelt, da wir mit anderen modernen Autoren zu glauben geneigt sind, daß solche Methoden nachgewiesenermaßen häufig von schlimmsten Folgen begleitet waren und den Grundstein zu Neurosen oder störenden Charakterzügen im Leben des Erwachsenen gelegt haben, weshalb sie gewöhnlich nicht für ratsam gelten. Es klingt — um es milde auszudrücken — wie Rachsucht von seiten des Erwachsenen, daß er wünschen sollte, einem Säugling eine schmerzhafte, korrektive Strafe zuzufügen. An anderer Stelle schreibt derselbe Autor: „Die Suggestion bildet während der ersten Lebensjahre eine so mächtige Quelle der Beeinflussung, daß man oft Gefahr läuft, ihre Macht zu mißbrauchen . . . unter diesen Umständen kann die kleinste Gebärde, der leiseste Wechsel im Ausdruck genügen, um unterwürfigen Gehorsam zu erreichen. Obwohl für eine günstige Charakterbildung unbedingter Gehorsam zu jeder Zeit durchaus notwendig ist, wird trotzdem die kluge Mutter eine solche Autorität so selten wie möglich in Anwendung bringen und, soweit es die Umstände erlauben, den Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit im Kinde fördern. Das Kind, das man beständig mit Ermahnungen quält, dies zu tun, jenes zu unterlassen, wird bald neurotisch und gehemmt.“ Diesem abschließenden Satz müssen wir aus ganzem Herzen beipflichten, aber zweifellos widerspricht sich der Autor im Laufe dieses Abschnittes; ist es doch schwer einzusehen, wie der „jederzeit unbedingte Gehorsam“ eines Kindes ohne die Wirkung sehr starker Verdrängungsmaßnahmen erzielt werden kann; diese werden gleichzeitig die Entwicklung des „selbständigen, unabhängigen Geistes“ hemmen und unweigerlich zu „Hemmungen und Neurose“ führen. Man muß sich wohl für den einen oder anderen Weg entscheiden.

Dr. Cameron gibt ebenfalls überraschende Ratschläge in seiner „Treatment" überschriebenen Arbeit, wo er das von ihm als „Nahrungsverweigerung aus Negativismus" *(Refusal of Food caused by ‚Negativism')* bezeichnete Thema behandelt. Er meint, das Symptom sei nicht schwer zu bekämpfen, und empfiehlt den Eltern, systematisch ihre Handlungsweise der des Kindes anzupassen, d. h. von ihm tatsächlich das genaue Gegenteil des Gewünschten zu verlangen, in der Hoffnung, das Kind werde in seinem Negativismus fortfahren. Aber Kinder sind nicht ganz so einfältig, wie Dr. Cameron annimmt. Schon sehr kleine Kinder würden eine so durchsichtige List bald durchschaut haben und ihre Eltern dementsprechend beurteilen. Wenn Eltern nach eigenem Gutdünken in dieser Weise vorgehen, erkennen sie früher oder später, welch schweren Fehler sie begangen haben, wenn es entweder zu spät oder schwer ist, ihn wieder gut zu machen. Ist es da nicht unnötig, Eltern noch den verderblichen Rat zu geben, gerade das zu tun, was sie bessern wollen, indem sie ihren Kindern ein Beispiel von Unaufrichtigkeit und unehrlicher Absicht geben, und dabei von diesen zu erwarten, daß sie zu rechtlichen Menschen heranwachsen und nicht ihre Eltern bei jeder Gelegenheit zu hintergehen trachten werden.

Mary Chadwick (London).

EDITH ROWLAND: A. Pedagogues Commonplace Book. Dent & Sons S. T. D.

Wenn wir auch nicht wissen, welche Motive die Autorin dazu bestimmt haben, die Erkenntnisse pädagogischer Fachleute des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts auszuwählen, um sie in einem kleinen Band zusammenzufassen, sind wir ihr für das Resultat zu höchstem Dank verpflichtet. Wir haben es bisher für das Verdienst unseres aufgeklärten Zeitalters gehalten, daß wir uns mit dem wichtigen Thema der Kleinkindererziehung beschäftigen und unsere Aufgabe darin sehen, die Wirkungen der einzelnen Methoden zu erforschen, uns über die schlimmen Folgen begangener Erziehungsfehler klar zu werden und zu versuchen, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen oder wenigstens theoretisch einen Ausweg zu finden. Aus der Lektüre dieses Buches sehen wir, daß wir keineswegs Pioniere der Forschung auf diesem Gebiete waren.

Wir neigen vielfach zu der Annahme, daß die Erziehungsmethoden früherer Zeiten streng waren und als einziges Mittel, größeren Fleiß im Lernen zu erzwingen, die Rute angewendet wurde. Von Roger Ascham hören wir jedoch das Gegenteil: „Kleine Kinder", schreibt er, „sollte man lieber durch Freundlichkeit und Liebe zum Lernen verführen, statt sie durch Schläge und Gewalt dazu zu zwingen." An einer anderen Stelle heißt es: „Wo Liebe herrscht, fehlt Arbeit selten." Von mehr als einem dieser würdigen Männer hören wir die Ansicht vertreten, daß durch Schläge das eigensinnige Kind leicht noch trotziger wird und daß die Schule, in der zu strenge Zucht herrscht, aus dem Knaben einen Rebell und Ausreißer macht, was eine nur „schwer zu behebende" Schädigung seines Charakters bedeutet. Erfahrene Psychoanalytiker haben dasselbe Thema behandelt und teilen diese Ansichten, wenn auch ihre Sprache im einzelnen und in der Terminologie abweichen mag.

Hezekiah Woodward, ein Pionier der Pädagogik im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, mit tieferem psychologischen Verständnis für diese Probleme als manche

seiner Zeitgenossen besaßen, versichert nicht nur, beobachtet zu haben, daß „das Kind unter einer strengen Hand frecher wird“, und daß „Gewalt und Heftigkeit das Herz verhärten, während liebevolle und freundliche Überredung es gewinnen, auftauen und schmelzen“, sondern meint auch, daß Charakterzüge der Eltern sich in den Kindern widerspiegeln. So macht er Eltern, die in Zorn und Härte ihre Kinder strafen, darauf aufmerksam, daß sie ihr eigenes Bild mißhandeln: „Es ist eine sichere Wahrheit, daß ein Vater sein eigenes aufrührerisches und trotziges Herz nirgends lebenswahrer wiederfindet, als bei seinem trotzigen Kind; dort kann er es so klar sehen, wie das Spiegelbild im Wasser das wahre Gesicht wiedergibt; dies ist eine schwerwiegende Wahrheit, wenn man sie beherzigt.“ Freud ist in seinem letzten Buch „Das Ich und das Es“ zum Ergebnis gekommen, daß der Knabe die männlichen Eigenschaften seines Vaters oder einer väterlichen Ersatzperson in die Bildung seines Ich-Ideals aufnehmen muß. Diese Erscheinung, wenn auch nicht die Unterscheidung von Identifikation und Nachahmung, war im sechzehnten Jahrhundert bekannt, zumindest empfiehlt Sir Thomas Elyot: „Ich halte es für ratsam, daß ein Kind von seinem siebenten Lebensjahre der weiblichen Obhut entzogen wird . . ., daß man ihm einen Hofmeister hält . . ., womöglich einen, durch dessen Nachahmung das Kind sich zum Besten entwickelt“, ferner ist er der Ansicht, daß man bei der Wahl eines Lehrers nicht bloß seine didaktischen Fähigkeiten in Betracht ziehen soll; es sei auch zu überlegen, ob er „seiner Anlage nach enthaltsam und tugendhaft sei, besonders keusch in der Lebensführung, sehr freundlich und geduldig, auf daß durch keinerlei unreines Vorbild die zarte Seele des Kindes vergiftet würde, wovon sie nachher nur schwer genesen könnte“.

Richard Mulcaster verdanken wir in so früher Zeit die Erkenntnis, daß das Ziel der Pädagogik dahingehe, „das Kind nicht zu einem Leben für sich, sondern unter anderen Menschen zu erziehen“. Den Wahrheitsgehalt dieses Gedankens zu erkennen, hat der Psychoanalytiker vielleicht mehr Gelegenheit als viele andere; zeigt sich ihm doch das Versagen von Erziehung und Beeinflussung durch die Umgebung — in jenem zarten Alter die Hauptfaktoren der Erziehung — selten mit solcher Klarheit, wie in der Analyse; dort treten ihm die Kämpfe des Neurotikers, mit anderen Menschen zusammenzuleben, unmittelbar vor Augen, er sieht dessen völlige Unfähigkeit, — es sei denn unter schwersten Schädigungen seiner Person — dies zustande zu bringen.

Erst bei dem Kapitel über Mädchenerziehung merken wir einen bedeutenden Unterschied zwischen dem pädagogischen Standpunkt von damals und jetzt. Wollen wir heute einen Widerhall oder richtiger ein Weiterleben jener Ideen finden, müßten wir das Unbewußte des modernen Mannes untersuchen; denn dort finden sich seine Anschauungen und Wünsche fast unberührt vom Lauf der Jahrhunderte. Die meisten, an anderer Stelle des Buches bereits angeführten Autoren vertreten die Ansicht, daß Mädchen auch unterrichtet werden sollten, aber nicht zuviel, da es für sie nicht notwendig sei. Der Beruf der Frau geht nicht dahin, geistig zu arbeiten, sondern dem Mann zu dienen und Lust zu bereiten; denn „nach ihm und für ihn ist sie geschaffen worden“. Daher brauchen sie nicht mehr Bildung und Kenntnisse, als für die Besorgung seines Haushaltes, die Pflege seiner Kinder und die Bewirtung seiner Gäste nötig ist.

Dieses Buch wird jeder mit Vorteil lesen, der sich für das reichhaltige Thema der Kinderpsychologie und Erziehung interessiert; denn hier sieht man wirklich, wie ein Zeitalter mit Eifer an die Neuentdeckung von Erkenntnissen und Theorien geht, die aus früheren Bemühungen hervorgegangen, aber inzwischen in Vergessenheit geraten waren.

Mary Chadwick (London).

MARY CHADWICK: The Inter-Relations of Education and Neurosis. The New Era. V. No. 18. 1924.

Dieser kleine Aufsatz verdient Beachtung. Weniger seiner Ergebnisse wegen, diese sind nicht zahlreich und nicht erstaunlich, sondern wegen der Betrachtungsweise. Er begnügt sich nicht mit der behaglichen immer wieder feststellenden Freude, daß in den letzten Jahren ein lebhaftes psychologisches Interesse unter den Pädagogen entstanden ist und immer weiter um sich greift. Vielmehr wird versucht, diesem Interesse gegenüber die Frage nach seinen psychischen Motivationen zu stellen, und von hier aus einige Schritte zur Psychologie des Erziehers (und insbesondere der Erzieherin) zu tun. Es geschieht das auf dem Boden der Psychoanalyse. Die Psychoanalyse hat sich bisher damit begnügt, unter voller Akzeptierung des Umrisses und der Ziele der Pädagogik, ihre Erkenntnisse über die seelischen Erscheinungen beim Kinde und Jugendlichen in den Dienst dieser Pädagogik zu stellen. Als erfreuliches Symptom dafür, daß die Möglichkeit und Notwendigkeit des nächsten wichtigen Schrittes in unserem Kreise gesehen wird, darf man diesen Aufsatz buchen. Die Pädagogik selbst und das Verhalten der Erzieher psychoanalytisch zu verstehen, ist die bevorstehende Phase in der Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik. So ist wenigstens die Ansicht des Referenten, und, wie es scheint, auch der Autorin.

Bernfeld (Wien).

Dr. W. STROHMAYER, Professor an der Universität Jena: Die Psychopathologie des Kindesalters. Vorlesungen für Mediziner und Pädagogen. 2., neubearbeitete Auflage. J. F. Bergmann, München 1923.

Das Buch, bereits in seiner ersten Auflage wegen seines reichen Inhalts, der vorurteilsfreien Darstellung, leicht fließenden Sprache höchsten Lobes wert, hat in seiner neuen Fassung noch gewonnen. Überall spricht vertiefte Erfahrung, 93 klug ausgewählte, oft sehr ausführliche Krankengeschichten beleben und veranschaulichen den Text auf das glücklichste. Die Absicht, „ein Buch schlichter, praktischer Belehrung und nicht prunkender Gelehrsamkeit“ zu bieten, kann als gut gelungen bezeichnet werden. Der Verfasser ist bemüht, der Leistung Freuds und seiner Schule ziemlich gerecht zu werden, ohne ihr jedoch in der Therapie einen Platz anzuweisen. Aber auch in der Prophylaxe, der ein breiterer Raum gegönnt ist, vermissen wir ihre Verwertung an mancher Stelle.

Die zwölf Vorlesungen behandeln das Verhältnis der Psychiatrie zur Pädagogik, die allgemeine Ätiologie und Prophylaxe kindlicher Nervosität, die psychopathischen Konstitutionen des Kindesalters, Neurasthenie und Chorea beim Kinde, die Hysterie im Kindesalter, die Epilepsie, die Ursachen, Symptomatologie und Behandlung des angeborenen Schwachsinns, die wichtigsten akuten Geisteskrankheiten des

Kindesalters. Ein reiches Literaturverzeichnis erhöht den Wert des Buches.

In manchen Einzelheiten kann, in anderen muß man dem Verfasser widersprechen. Seine grundsätzliche Anerkennung der kindlichen Sexualität sollte auch im Einzelfalle immer zur Deutung der Erscheinungen bereitgestellt werden. Bei seiner Kasuistik vermißt man öfters diese Folgerichtigkeit. Daß die Masturbation bei Säuglingen selten ist, trifft nicht zu. — Allzu oft scheint mir die Rachitis bei der Ätiologie hervorgehoben zu sein. Eine Krankheit, der unsere ganze Kinderwelt mit geringen Ausnahmen verfällt, wie die Rachitis, wird sich in der Anamnese fast jedes Kindes, also auch des neuropathischen, epileptischen, geisteskranken nachweisen lassen. Den vagen Begriff der „Skrophulose" alten Stils sollte der Verfasser fallen lassen. Dagegen scheint er in der Diagnose der hereditären Syphilis zu vorsichtig. Nach der Schilderung scheint mancher seiner Rachitiker eher ein Heredosyphilitiker zu sein. Die Fortschritte der klinischen Diagnostik der Erbsyphilis (nicht bloß der Laboratoriumsdiagnostik) in den letzten Jahren harren noch ihrer Verwertung in dem sonst so empfehlenswerten Buche. Friedjung (Wien).

KARL MOSSE: Über Suggestion und Suggestionstherapie im Kindesalter. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 184. Langensalza 1922. Hermann Beyer & Söhne.

Mittels einfacher Versuche wird an einem kleinen Materiale ermittelt, daß Kinder schon mit drei Jahren suggestibel sind. Gesunde, normale Schulkinder sind der Suggestion im hohen Maße (etwa 80%) zugänglich, die jüngeren mehr als die älteren. Bei Neuropathen und Hysterikern nimmt umgekehrt die Suggestibilität mit dem Alter zu. Schwachsinnige Kinder sind weniger suggestibel als normale (etwa 50%). Im Gerichtsverfahren muß die große Suggestibilität des Kindes wohl beachtet werden. — In der Therapie können allerlei Mittel der Suggestion beim Kinde Erfolg haben. Die Persönlichkeit des Suggerierenden ist dabei von entscheidender Bedeutung. — Literatur.

Friedjung (Wien).

Zum Seelenleben des einzigen Kindes. Von einem „Einzigen". Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 173. Langensalza 1921. Hermann Beyer & Söhne.

Der ungenannte Verfasser unterzieht die bekannte Arbeit Neters „Das einzige Kind und seine Erziehung" (Zeitschr. f. Kinderforschung, 1916, Heft 9) einer kritischen Besprechung und mißt ihre Ergebnisse an dem eigenen Charakter: er ist ein „Einziger". Der Versuch des offenbar feingebildeten Mannes ist sehr lesenswert, doch kann er Neters Befunde nicht entkräften. Denn diese sind eben an einem Kreise von mindestens bescheidenem Wohlstande in der Stadt gewonnen und haben vornehmlich für ihn Geltung. Der „Einzige" eines ärmlichen Arbeiterpaares in ländlichen Verhältnissen wächst doch unter anderen Bedingungen auf. Immerhin muß der Verfasser auch für sich einräumen, daß Neter in vielen Stücken recht hat. Im übrigen kann ich mich nicht entschließen, die freimütige Art des Kritikers mit einer lieblosen Argumentation an der Hand seiner Selbstbekenntnisse zu vergelten.

Friedjung (Wien).

HANS ZULLIGER: Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend. (IX. Heft der „Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst".) Verlag Bircher, Bern.

Ein ganz vorzügliches Büchlein! Es liest sich wie Dichtung, wie gute Novellen, und doch stehen lauter wirkliche Geschichten aus dem Schulleben drin. Zulligers neues Werk gehört zu denjenigen, von denen man gerade das Wesentliche in einer Besprechung nicht wiedergeben kann. Es will selber gelesen sein.

Sein Inhalt beweist am besten, wie recht der Verfasser hat, wenn er sagt: „Der Pädagoge, der die psychoanalytischen Errungenschaften kennt, wird seine Zöglinge besser verstehen, anders beurteilen, anders behandeln und vor allem solche erzieherische Hilfen vermeiden, die einen Fehler nur noch verschlimmern." Zulliger betont aber, daß nur der durch einen tüchtigen Analytiker analysierte Lehrer, der überdies die psychoanalytische Literatur gründlich studiert habe und der beständig mit einem Arzt in Verbindung bleibe, es verantworten dürfe, die Psychoanalyse praktisch auszuüben. Der Lehrer wird in der Regel bei eigenen Schülern keine „Durchanalysen" machen. Er tut nur, was unbedingt notwendig ist, um zu helfen (kleinere Gelegenheitsanalysen). Der Erzieher verwendet auch die suggestive Beeinflussung, die aber gerichtet und determiniert ist von der vorhergehenden psychoanalytischen Arbeit.

In außerordentlich feiner Weise schildert uns Zulliger Fälle von Selbstbestrafungs-, Sühne- und Opferhandlungen, die er in seiner Schule beobachtete. Die Analyse eines „Wahrheitsfanatikers" darf als Meisterstück bezeichnet werden. Es wird darin gezeigt, wie eine schwere Lebenslüge, die größtenteils unbewußt geblieben ist, den krampfhaften Wahrheitsdrang entstehen ließ. Es geht aber auch aus diesem Büchlein hervor, daß Zulliger durch das Studium der psychoanalytischen Literatur seine analytische Bildung bedeutend vertieft hat und daß er die Technik meisterlich handhabt.

Furrer (Zürich).

Dr. HANS HENNING: Psychologie der Gegenwart. (Sammlung „Lebendige Wissenschaft", Bd. II.) Mauritius-Verlag, Berlin 1925.

Die gut disponierte Schrift orientiert über die modernen Strömungen in der Psychologie. Leider wird der Verfasser (Professor an der Universität Danzig) nicht jeder Richtung objektiv-kritisch gerecht. Die Psychoanalyse, der er ein längeres Kapitel widmet, lehnt er trotz Freuds „außerordentlicher Verdienste" in ihrem Wesentlichsten ab, verwickelt sich aber dabei in Widersprüche. Als Beweis gegen die Wunscherfüllung im Traum wird angeführt: „Drei Viertel sämtlicher Träume sind unangenehmer Natur"; einige Seiten später findet sich folgender Passus: „Unter dem Eindruck beängstigender Kriegsträume suggerierte ich mir 1914 in festem Entschluß, nie wieder vom Krieg und nie wieder unangenehm zu träumen; in den verflossenen zehn Jahren hatte ich nur angenehme Träume meist von humoristischer Färbung: ein Vorsatz änderte also meinen gesamten Typus."

Graber (Bern).

ROBERT SOMMER: Tierpsychologie. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Sommers Buch scheint dem Referenten das sympathischeste unter den neuesten Tierpsychologien zu sein. Es spricht hier ein erfahrener Psychiater von

der Tierseele, von eigenen und fremden Tierbeobachtungen. Physiologie, vergleichende Anatomie, Psychologie und Psychopathologie werden dem ausgesprochenen Programm gemäß miteinander verbunden, um eine vergleichende Tierpsychologie schaffen zu können. Dabei wird auch ein Blick, obgleich nur in einer methodologischen Bemerkung im Kapitel über die Gewohnheiten, auf die Psychoanalyse geworfen.

Wir lernen hier durch Beispiele, daß die Tierpsychologie nur nach genauem Studium der Morphologie und der äußeren Lebensverhältnisse zu Worte kommen darf. Ein ganz besonderer Wert wird auf die Motorik und Sinneserlebnisse gelegt; durch periphere Leistungen sollen viele sonst unverständliche Vorkommnisse der Tiere erklärbar werden (z. B. die Gedächtnisleistungen der Pferde auf Grund der optisch-motorischen Daten, der Hunde auf Grund des Geruchssystems.) Der entwicklungspsychologische Gesichtspunkt ist wo möglich durchgeführt und dabei ein Prinzip der Entwicklung, die Gleichwertigkeit (Äquivalenz) verschiedener Systeme im Laufe der Entwicklung herausgearbeitet (z. B. Aufmerksamkeitseinstellung bei den Pferden mittels der Ohrmuskulatur, beim Menschen mittels der Gesichtsmuskulatur, besonders der Stirn). Für die Psychologie des Raumes und der Zeit ist es bedeutsam, daß diese keine koordinierte Begriffe sein sollen, wie es die Philosophie wünscht, sondern Begriffe mit verschiedenem Entwicklungsniveau, indem die Raumvorstellung zum Althirn, die Zeitvorstellung zu dem Neuhirn gehört.

Der Instinkt ist etwas stiefmütterlich behandelt. Instinkte sollen auf uralten, angeborenen Reiz-Bewegungs-Systemen beruhen, sollen aber auch vorgetäuscht werden können, da die geistigen Fähigkeiten vieler Tiere in vielen Beziehungen als „genial" dem Menschen gegenüber bezeichnet werden können.

Die Sexualpsychologie kommt kaum zu Worte. Die Säugetätigkeit soll kein sexualpsychologisches Moment enthalten.

Die Titel der größeren Kapitel heißen ‚Psychologische Grundbegriffe', ‚Aus der speziellen Tierpsychologie', Vergleichende Psychopathologie bei Menschen und Tieren'; in diesem letzteren wird z. B. die Katatonie mit ursprünglich bei tiefer stehenden Tieren vorhandenen Bewegungsmechanismen in Parallele gestellt.

Hermann (Budapest).

Prof. Dr. FRIEDRICH DAHL: Vergleichende Psychologie oder Die Lehre von dem Seelenleben des Menschen und der Tiere. Jena 1922, Gustav Fischer.

Als erste Orientierung im Tatsachengebiet der Tierpsychologie wird dies Büchlein willkommen sein, aber nur was die Tatsachen, nicht, was die Theorien anbelangt. Daß z. B. im Tierreiche in den weitaus meisten Fällen das Männchen bald nach der Paarung zugrunde geht, daß „die Natur zuerst bei der geschlechtlichen Fortpflanzung der Bewußtseinsvorgänge bedurfte", muß jeden Psychoanalytiker zum weiteren Nachdenken anregen. Von einem tiefen Stand der heutigen Tierpsychologie (auch G. Kafkas neu erschienene „Tierpsychologie" mitgerechnet) zeigt aber die durchgehende Identifizierung von Bewußtseinsvorgängen mit psychischen Abläufen überhaupt (Verfasser findet sinnvolle Leistungen vor und spricht von Anwesenheit bewußter Prozesse), die Vergleichung der tierischen

Leistungen mit den Leistungen eines auf der Stufe der Sekundärvorgänge stehenden Menschen (Kinder inbegriffen). Das vom Verfasser verwendete Prinzip der Sparsamkeit kann unseres Erachtens in der Frage des Inerscheinungtretens des Bewußtseins nicht verwendet werden, da es doch nicht von vornherein klar ist, daß das „Bewußtsein" nicht zum Wesen der biologischen Vorgänge gehöre; dieses Prinzip hat aber auch keinen Sinn im eigenen System des Verfassers, der die Bewußtseinsvorgänge als anenergetische betrachten will. Hermann (Budapest).

K. von FRISCH: Methoden sinnesphysiologischer und psychologischer Untersuchungen an Bienen. — RUDOLF BRUN: Psychologische Forschungen an Ameisen. (Bienen- und Ameisenpsychologie aus: Abderhaldens Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. VI, Teil D, Heft 2, S. 121—232. 1922. Urban & Schwarzenberg.)

Es interessieren uns hier weniger die sorgsam ausgearbeiteten experimentellen Methoden, als einige Ergebnisse: So sollen Bienen imstande sein „Erfahrungen" zu verwerten, doch verrate sich die „hohe Intelligenz" nur in den natürlichen Umständen ähnlichen Anordnungen (z. B. Blütengestalt gegenüber geometrischer Gestalt, wie Dreieck, Viereck). — Die Grundtatsache des Ameisenstaates, daß nämlich „alle Individuen einer und derselben Ameisenkolonie unter sich ‚befreundet' seien, während Individuen verschiedener Kolonien sich bei Begegnung meist zu bekämpfen pflegen, und zwar auch dann, wenn sie der gleichen Spezies angehören sollten", beruhe wesentlich auf psychischen Phänomenen. — Bienen und Ameisen besitzen nachgewiesenermaßen die Fähigkeit, einander Mitteilungen zu machen. Hermann (Budapest).

ERNST MARCUS: Theorie einer natürlichen Magie, gegründet auf Kants Weltlehre. München 1924. E. Reinhardt.

Der Ausdruck „natürliche Magie" soll die verborgene, doch praktisch verwertbare Willenswirkung des Ichs auf sich selbst bezeichnen. Jede Willenswirkung sei auf den ersten Blick etwas Wunderbares, Übernatürliches, sie werde aber verständlich, wenn man die Kontinuität zwischen den organischen Wachstums- und Reorganisationsprozessen einerseits, den bewußten Willensprozessen anderseits, theoretisch herstellt. Im organischen Geschehen soll das „Ich" sich ebenfalls nach der Wegweisung von Denkprozessen (durch das organische Denken, was an die Stelle des Unterbewußten anderer Autoren zu stellen sei) auswirken.

Die Kontinuität der bewußten und organischen Denkprozesse soll sodann ermöglichen, daß vom Bewußtsein aus das organische Geschehen beeinflußt werde, und zwar bieten sich dazu zwei Wege auf: 1) die intendierte Ablösung der Gefühlswirkung von der Vorstellung, durch die Bildung einer (organischen) „Isolierschichte" und 2) die Unterdrückung der Vorstellung, Empfindung durch das willensmäßige Auflassen der fundierten Begriffsbildung und infolgedessen durch das Verhindern der neuen Organisation des Gehirns. Beide Vorsätze sollen nur dann gelingen können, wenn sie „nicht heftig, gewaltsam, plötzlich, sondern stetig, bald nachlassend, bald energisch nachdrängend, aber ohne Unterbrechung" wirken. Ein allgemeiner Gesundungswille und ein unbedingtes Ablegen der Todesfurcht

sollten als ideale Motive die Seele stets erfüllen.

Ein Hinweis auf Kants Schrift „Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" erweckt das Interesse des Analytikers für die Persönlichkeit Kants, eines Denkers, der über seine Schmerzen ebenso, wie viele andere Denker, Herr werden konnte.

Die Psychoanalyse wird, als eine eventuell auch die bösen Geister des dunklen Bewußtseins heraufbeschwörende Methode, in zwei Fußnoten abgetan. Was geschieht aber mit den willenskranken Neurotikern?

Hermann (Budapest).

FRITZ GIESE: Theorie der Psychotechnik, Grundzüge der praktischen Psychologie I. — „Die Wissenschaft", Bd. 73. Braunschweig 1925. Vieweg & Sohn.

Giese hat hier durch methodologische und wissenschaftsgeschichtliche, vergleichende Auseinandersetzungen ein lehrreiches Bild des heutigen psychologischen Arbeitsfeldes entworfen. Er versucht stets der Psychoanalyse die ihr zukommende Rolle zu sichern und dadurch unterscheidet sich diese Darstellung von sämtlichen übrigen, mir bekanntgewordenen, die Psychoanalyse höchstens hie und da erwähnenden Arbeiten. Wenn auch die psychoanalytischen Tatsachen oft schweigen, so läßt sich doch wenigstens der psychoanalytische Geist stets erblicken, z. B. in den zwei wichtigen Thesen, daß das Experiment der Psychotechnik nur Schaffung von Beobachtungsgelegenheiten zu Zwecken der psychologischen Analyse sein soll und daß „letzten Endes die Einfühlung ins Psychische das Wesen der Psychotechnik sein muß".

Hermann (Budapest).

FRIEDRICH KAINZ: Das Steigerungsphänomen als künstlerisches Gestaltungsprinzip. Eine literarpsychologische Untersuchung. Beiheft 33 der Zeitschr. f. angew. Psychol. Leipzig 1924. Joh. Ambr. Barth.

Das Steigerungsphänomen sei ein seelisches, meistens schon aus dem „Unterbewußten" triebhaft wirkendes, allgemeines, nicht nur in den Kunstwerken, sondern in jeder Phantasietätigkeit, ja sogar in der schlichten Wahrnehmung und Erinnerung aufzeigbares formales Urprinzip. Unter dieses Phänomen soll „jede während eines geistigen Produktionsvorganges sich vollziehende Umänderung, die bewußt oder unbewußt teleologisch orientiert, eine Erhöhung, eine Intensivierung der erstrebten Wirkung zum Ziele hat", eingereiht werden. Die psychologischen Wurzeln der Steigerung seien: Das Bedürfnis nach erhöhter Abreaktionsmöglichkeit, das Bedürfnis und die Freude an der geistigen Produktion, der elementare Trieb nach Expansion, nach Neuem, Bedeutungsvollem, nach Wunschwahrheit, endlich das Verlangen nach Wirkung. Jeder Mensch soll diese Bedürfnisse in sich tragen und dem Lustkorrelate gemäß nach ihrer Befriedigung streben, doch sei beim Künstler dieses Streben in höherem Maße vorhanden. Ein reiches Material aus der Literaturgeschichte und Kunstgeschichte verfolgt diese Behauptungen ins Einzelne. Wir vermissen jeden Hinweis auf die analytische Literatur, obzwar ständig analytische Behauptungen gestreift werden (Wunscherfüllung in der Phantasie, das Wirken unbewußt-primitiver Mechanismen

beim Künstler, Lustprämie der Produktion, das Unbewußte als ein vergrößerndes, die Extreme suchendes Agens). Meiner Auffassung nach bildet das Steigerungsphänomen einen speziellen Fall der Randbevorzugung, deren Wirkungsbereich weiter reicht als derjenige der Steigerung.

Hermann (Budapest).

Dr. K. H. SCHMIDT: Die okkulten Phänomene im Lichte der Wissenschaft. (Sammlung Göschen 1923.)

Eine kurze klare Darstellung der einschlägigen Beobachtungen, Hypothesen und Einwände. Der Traum wird mit Benützung der psychoanalytischen Literatur und in deren Sinn abgehandelt. Die Hypothese einer besonderen Lebenskraft, eines zielstrebigen Lebenswillens, einer Entelechie leiste für das Gebiet des Magischen — nahezu alles. Teleplastie, Telekinesie und Telästhesie erklären sich durch die Annahme, daß die den Körper aufbauende und erhaltende Kraft bei den magisch Begabten imstande sei, auch außerhalb der Haut zu wirken. Telepath und Hellseher erwiesen ihre Begabung in erweitertem psychischem Können im Wissens- und Willenskreis. Um aber das Hellsehen in Vergangenheit und Zukunft zu erklären, müssen wir ein Überbewußtsein annehmen, ein Alleswissen einer Überseele, in der die Einzelseele verwurzelt ist.

Hitschmann (Wien).

JOSEF PETER: Erscheinungen der Toten. (Die okkulte Welt. Nr. 41/42.) Pfullingen. Johannes Baum Verlag.

Angeblich sind neben legendären auch Fälle von Erscheinungen Verstorbener bekannt, welche auf einwandfrei gut beobachteten Tatsachen beruhen. Die englische Gesellschaft für psychische Forschung hat in dem sogenannten „Census" eine große Anzahl solcher Fälle nach eingehender Untersuchung als bewiesen festgestellt. Einwandfreie Fälle — wo also subjektive Halluzination auszuschließen ist — haben folgende Bedingungen zu erfüllen: 1) Die Erscheinung eines dem Perzipienten bekannt gewesenen Toten weist Kennzeichen auf (z. B. Narben, besondere Kleidung usw.), welche der Erschienene ohne Kenntnis des Perzipienten im Leben besessen hat. 2) Der Erschienene ist eine dem Perzipienten unbekannte Person, kann aber durch seine Beschreibung genau identifiziert werden. 3) Die Erscheinung gibt eine richtige Nachricht, oder berichtet eine Tatsache, welche dem Perzipienten unbekannt ist. 4) Das Phantom wird photographiert. 5) Mehrere Zeugen sind gleichzeitig von der Manifestation betroffen. 6) Tiere und Menschen haben die Erscheinung zusammen (kollektiv) gesehen.

Nach Aufzählung einer Reihe von Fällen von solchen Erscheinungen eben oder längere Zeit Verstorbener, von Geisterspuk in Gebäuden u. dgl. wird zur Erklärung die Telepathie herangezogen. Auch sind die Ansichten der auf diesem Gebiete führenden Forscher der Neuzeit angeführt, von F. W. H. Myers, James Hyslop und Oliver Lodge.

Mag sich der Psychoanalytiker gegenüber der Tatsächlichkeit der Telepathie auch objektiv zuwartend verhalten, so wird er doch in Fällen der angeblichen Erscheinung eines Toten den Wahrnehmer analysieren, sein psychisches Verhältnis zum Toten kennen wollen. Der Ausnahmszustand, in den unbewußt tiefst Fixierte durch den Tod des Liebesobjektes geraten;

die Wunscherfüllung im Wiedererwecken; die Bedeutung der unbewußten Homosexualität bei Erscheinungen des gleichen Geschlechtes (vgl. im Traum); die durch den Tod entstandenen oder verschärften Schuldgefühle; die psychische Einstellung durch hellen Mondschein im Schlafzimmer; die Identifizierung als Ursache kollektiver Halluzination; die Einstellung des Perzipienten zum Thema Tod und Jenseits, sein Bedürfnis nach der Existenz mystischer Phänomene und nach der Hebung seines Selbstgefühls durch ihm zuzusprechende übernatürliche Fähigkeiten — all dies scheint in bisherigen Beobachtungen unterschätzt. Mehr Skepsis, mehr Psychoanalyse! *Qui vivra, verra.*

Hitschmann (Wien).

San.-Rat Dr. GUSTAV PAGENSTECHER: Außersinnliche Wahrnehmung. Experimentelle Studie über den sogenannten Trancezustand. Halle a. S. 1924. Carl Marhold.

Wieder ein „parapsychischer" Fall, in Amerika seit Jahren bekannt, nun in deutscher Sprache berichtet. Der Arzt wurde anläßlich einer hypnotischen Heilbehandlung auf hellseherische Fähigkeiten seiner Patientin aufmerksam; aber die Kontrolle ist selbst nach Ansicht von Wasiliewski, der das Vorwort schrieb, unbefriedigend. Auch Pagenstechers spiritistische Erklärung des Hauptfalles (psychometrische Prüfung der Flaschenpost eines untergegangenen Dampfers) ist phantastisch genug. Folgendem Vorfall verdankte der Arzt das Interesse für Okkultismus: Während er — wie gewöhnlich — hypnotisierte, erriet die Patientin und blieb hartnäckig dabei, daß ihre älteste Tochter hinter der Tür stehe und durchs Schlüsselloch sehe; sie sagte sogar: „Ich sehe meine Tochter ganz deutlich durch die Tür hindurch." Daß ein solches Erraten, Fürchten, visuell Wahrnehmen — dem Arzt als eine Offenbarung imponierte, zeigt von seiner Naivität und Übersehen der erotischen Atmosphäre der Hypnose, die der Mutter Schuldgefühl und Angst und halluzinierende Wahrnehmung begünstigte. Referent hätte sich zunächst die Fragen vorgelegt: 1) Wodurch ist Patientin schlaflos? 2) Wie ist ihre Beziehung zu Gatte und Kind? Die Hörigkeit der Patientin ist offensichtlich: Neunundsiebzig Hypnosen wurden in zirka elf Monaten zu Studienzwecken gemacht! Wie schwer ist es gewesen, hier in Wien untersuchte Medien zu entlarven; Versuche von „da hinten, wo der Pfeffer wächst" — aus Mexiko — können uns daher ernstes Interesse nicht leicht abgewinnen.

Hitschmann (Wien).

Prof. MAX KAUFMANN: Die Bewußtseinsvorgänge bei Suggestion und Hypnose. Halle a. S. 1922, Carl Marhold.

Die wichtigsten Ergebnisse dieser mit graphischen Darstellungen versehenen Arbeit lauten, da es derzeit (1922) in Deutschland nicht Mode ist, ein Unbewußtes zuzugeben oder zu nennen, folgendermaßen:

Ob man das Nichtbewußte als psychisch oder nur als latente, rein materielle geistige Tätigkeit auffaßt — Tatsache ist, daß sowohl Suggestion wie Hypnose sich in einem Bewußtseinszustande abspielen, der dem gewöhnlichen Wachzustand nicht entspricht.

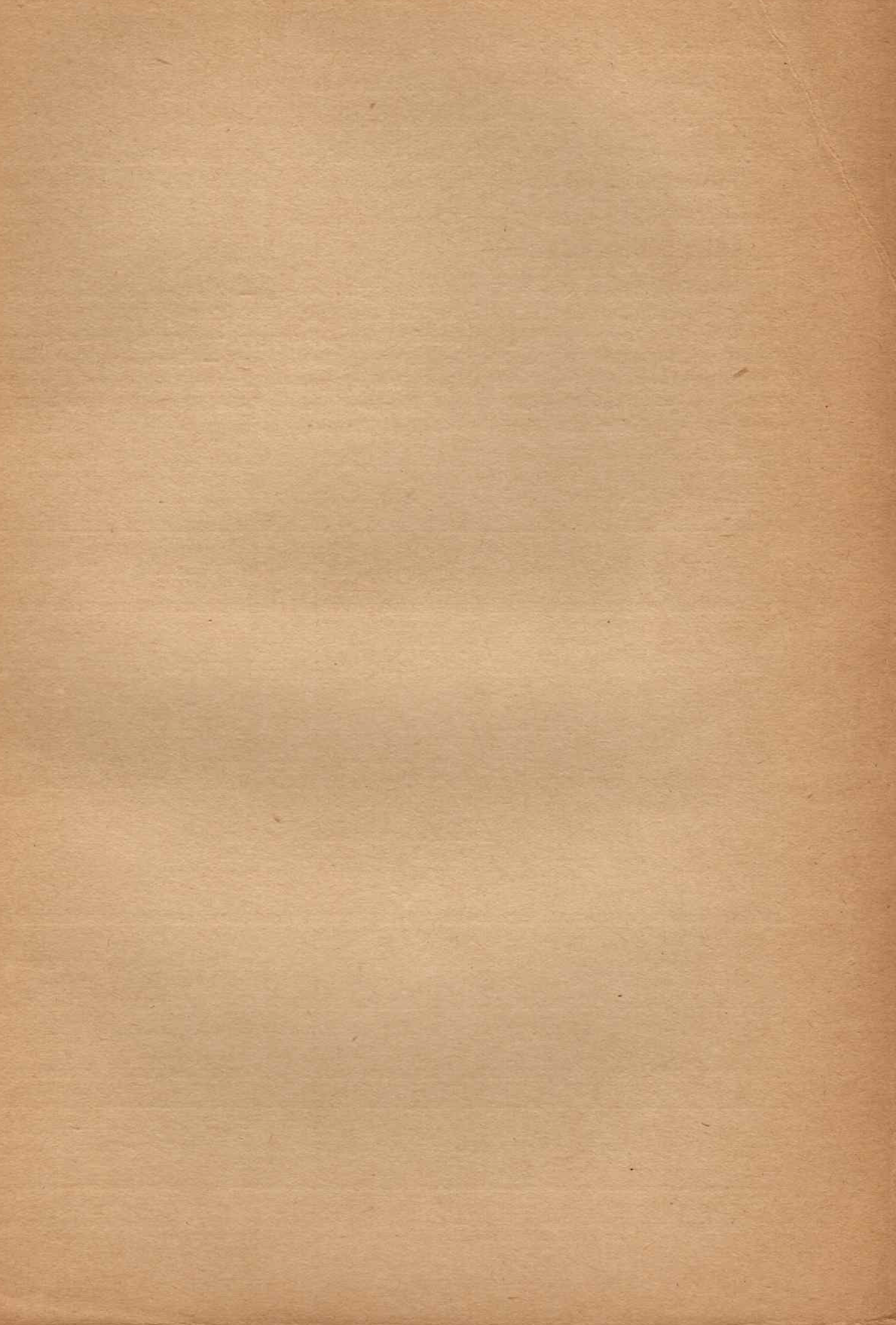
Außer unserem Wachbewußtsein verfügen wir nämlich noch über eine Innenseele, die uns zwar nicht klar bewußt, der Selbstbeobachtung nicht ohneweiters

zugänglich, aber trotzdem von großer Bedeutung ist für normales und besonders für krankhaftes Denken, Fühlen und Wollen.

Vielleicht beruht des ganze Geheimnis der Suggestion und Hypnose auf der schon erwähnten Tatsache, daß sie sich nicht im hellsten Bewußtsein abspielen, sondern in mehr oder weniger tiefen Graden der Bewußtseinsverdunkelung oder, wie ich sagen möchte, im inneren Bewußtsein. Damit treten die Wachhemmungen zurück und das Triebartige, der Kurzschluß mit der Körperlichkeit, das sinnliche Moment, herrscht vor. So erlangen die suggerierten Vorstellungs- und Gefühlsgruppen (Affekte) eine den originalen Reizen gleichwertige, ja oft überlegene geistige Energie.

(Das gesperrt Gedruckte vom Referenten hervorgehoben.)

Hitschmann (Wien).



IMAGO, Band XII (1926), Heft 1

(Ausgegeben im Februar 1926)

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII. Andreasgasse 3.
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I. Riemergasse 1.
Gedruckt bei Christoph Reißer's Söhne, Wien V. Arbeitergasse 1—7.